Szczepański

Moderne Raubritter.

Roman

von

Paul von Szczepański.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1892.

I.

Der Portier des Café Bauer Unter den Linden in Berlin öffnete die hohe Glasthüre und ließ eine Gesellschaft elegant gekleideter Nachtschwärmer an sich vorüber auf die schon vom Morgenhauch durchwehte Straße treten. Seine respektvolle Verbeugung gab zur Genüge zu erkennen, daß es ihm bekannte Stammgäste waren, welche hier nach ungebührlich ausgedehntem Souper eine ernüchternde Schale Schwarz zu sich genommen hatten. An der Ecke der Friedrichsstraße blieb die Gesellschaft stehen, um sich gegenseitig zu verabschieden, als in dem Jüngsten das Feuer der nach reichlichem Weingenuß überschäumenden Lebenslust von neuem aufflammte.

„Unsinn, jetzt schon nach Hause zu gehen," rief er mit heiserer Stimme. „Man könnte glauben, wir hätten einen soliden Frühspaziergang gemacht. Wissen Sie denn nicht, Assessor, wo man noch hinein=

fallen könnte? Sie kennen ja am besten alle Kniffe und Schliche in diesem sündigen Babel!"

„Assessor" Lockmann, wie er sich nannte und von seinen Bekannten genannt wurde, trotzdem er die juristische Karriere längst aufgegeben hatte und seine gründlichen Kenntnisse des Strafgesetzbuches und rechtlich-unrechtlicher Winkelzüge einträglicher, als es im Staatsdienst möglich gewesen wäre, verwerthete, lachte, als fühle er sich durch diese Anerkennung höchlich geschmeichelt.

„Sie haben Ihren Rausch in der Sophaecke ausgeschlafen und möchten den Tag von neuem beginnen. Aber wohin in aller Welt zwischen vier und fünf Uhr Morgens!? Selbst die Ballokale sind geschlossen — und das will Weltstadt sein!"

„So kommen Sie zu mir," rief der Bankier Reichenstein dazwischen, seine Einladung mit ostensibler Zuvorkommenheit an einen älteren Herrn richtend, dessen vornehme Züge mit dem schlohweißen Knebelbart am allerwenigsten die Spuren der durchschwärmten Nacht verriethen. „Eine Flasche Lafitte, einen Hühnerflügel und ein Fäßchen Kaviar finden Sie bei mir auch um diese Stunde, und ein Katerfrühstück kann auch pränumerando nicht schaden. Wie ist's, Herr Graf, darf ich auf die Ehre rechnen?"

Graf Romstedt übersah geflissentlich die ihm entgegengestreckte, mit Ringen überladene Hand des Bankiers.

„Für einen alten Mann wie mich bedarf es wohl nicht ausdrücklicher Entschuldigungsgründe, meine Herren,“ entgegnete er verbindlich, aber reservirt. „Wir Alten brauchen zwar weniger Schlaf, aber um so mehr der Ruhe, nnd ich habe heute länger als mir dienlich extravagirt. Sie wissen außerdem, Herr Reichenstein, daß meine Geschäfte einen klaren Kopf verlangen; ich hoffe aber, die Herren geben ihren löblichen Vorsatz nicht auf, auch wenn ich mich von der Partie ausschließe.“

Herrn Reichenstein schien so außerordentlich viel an der Annahme seiner Einladung seitens der anderen Herren nicht gelegen zu sein, denn er sprach dem Grafen in lebhaften Worten sein Bedauern aus, ohne doch seine Einladung an die übrigen zu wiederholen. Aber der Anstifter der Partie, der Litterat Vogel, der einstweilen bis zur Anerkennung seiner litterarischen Verdienste, die in Gestalt zahlreicher ungedruckter Manuskripte in seinem Schreibpulte ruhten, den lokalen Theil der Berliner Blätter mit Stoff versah, und „Assessor“ Lockmann ließen die Aussicht auf Hühnerflügel und Kaviar mit Lafitte

nicht so schnell fahren. Sie gaben ihrem Entzücken über die „famose Idee“ in so lebhaften Worten Ausdruck, daß Bankier Reichenstein merkte, er werde seinen Weinkeller in Kontribution setzen und den Rest seiner Nachtruhe opfern müssen für Leute, denen gegenüber Rücksichten zu nehmen er eigentlich nicht gewohnt war.

Ein Herr, dessen militärische Haltung trotz seiner Civilkleidung unschwer den Offizier erkennen ließ, hatte sich so abseits von der Gruppe gehalten, daß Vorübergehende ihn kaum als dazu gehörig betrachtet hätten. Ungeduldig klopfte er die Beinkleider mit seinem Spazierstock, und sein Gesicht verrieth nicht die geringste Bemühung, eine verbindliche Miene anzunehmen, als der Bankier sich jetzt an ihn mit der höflichen Frage wandte:

„Aber Sie, Herr von Dernburg, sind doch mit von der Partie?“

„Ich bedaure, ich muß nach Hause,“ erwiderte der Angeredete ziemlich schroff und gleichzeitig den Hut lüftend. „Viel Vergnügen, meine Herren.“

„Einen Augenblick, Herr von Dernburg,“ rief ihm Graf Romstedt nach, sich von den übrigen Herren verabschiedend, „wir haben wohl ein Stückchen gemeinsamen Weges.“

Während Bankier Reichenstein mit seinen Gästen den Weg die Linden hinunter nahm, um sie in seine elegante, im Thiergartenviertel gelegene Wohnung zu führen, bogen Graf Romstedt und Herr von Dernburg in die Friedrichstraße ein. Noch von ferne tönte die krähende Stimme des Litteraten ihnen nach, die den Operettenrefrain: „Kein Vergnügen ohne Damen" malträtirte.

Graf Romstedt warf einen prüfenden Blick in das Gesicht seines Begleiters und fand darauf denselben unmuthigen, fast brüsken Zug, der ihm schon aufgefallen war, als der junge Offizier in das Café Bauer tretend, von dem Bankier Reichenstein als alter Bekannter begrüßt und den übrigen Herren vorgestellt wurde, und der auffallend gegen die Gesichter der anderen Herren und gegen ihre geräuschvolle Lustigkeit kontrastirt hatte. Bankier Reichenstein hatte sich offenbar mit dieser Bekanntschaft dem Grafen gegenüber ein Relief zu geben versucht, — die Zurückhaltung und Einsilbigkeit Dernburgs ließen dem letzteren indessen keinen Zweifel, daß der Offizier sich nicht zu den intimeren Bekannten des Bankiers zählte, und daß er der Aufforderung, an demselben Tische Platz zu nehmen, nur Folge gegeben, weil die Wahl eines anderen Platzes in dem

schon ziemlich menschenleeren Café einer beabsichtigten Beleidigung gleich gewesen wäre. Auch war dem Grafen das Erstaunen nicht entgangen, mit welchem Herr von Dernburg die Nennung seines Namens durch den Bankier hörte, und er erklärte sich dasselbe sehr richtig durch die Verwunderung des Offiziers, ihre Bekanntschaft durch diese Mittelsperson gemacht zu sehen. Graf Romstedt dachte nicht daran, dem jungen Manne diese Reserve übelzunehmen.

„Trotzdem mir Berlin und deutsche Verhältnisse überhaupt ziemlich fremd geworden sind," begann er daher die Unterhaltung, „weiß ich doch, daß dieser Bankier Reichenstein keineswegs zu den Leuten gehört, die sich hier des Rufes eines soliden Geschäftsmannes erfreuen. Ich weiß, daß er nicht nur schnell reich geworden, sondern daß ihm auch jedes Mittel hierzu recht gewesen ist, und ich begreife daher vollständig Ihr Befremden, Herr von Dernburg, mich Ihnen urch einen solchen Mann vorgestellt zu sehen. Ich bin Ihnen die Erklärung schuldig, daß es Geschäfte waren, die mich hierher führten nnd mir die genaueste Bekanntschaft des Herrn Reichenstein nothwendig erscheinen ließen."

Der junge Offizier konnte eine kleine Verlegenheit nicht unterdrücken.

„Ich war wohl so ungezogen, Herr Graf, in meiner Abwehr gegen die Aufdringlichkeit dieses Herrn zu weit zu gehen," sagte er offen und gleichsam um Entschuldigung bittend. „Mein Mißbehagen darüber, von einer flüchtigen Straßenbekanntschaft sofort als bon camarade betrachtet zu werden, hätte Ihnen nicht fühlbar werden dürfen."

„Sie haben keinen Grund, Ihr Verhalten zu bereuen," wehrte Graf Romstedt freundlich ab. „Wenn man soviel in der Welt herumgekommen ist wie ich, weiß man den Vorzug einer gewissen Zurückhaltung neuen Bekanntschaften gegenüber zu schätzen. Aber Sie verzeihen mir eine Frage, die ich mich scheute, vorher in jener uns beiden fremden Gesellschaft an Sie zu richten — mir ist die Familie Dernburg aus früheren Zeiten nicht ganz unbekannt; gehören Sie vielleicht jenem Zweige an, der in der Neumark begütert war und wohl noch ist?"

„Mein Vater ist Eigenthümer des Ritterguts Liebenwalde, eines alten Familienbesitzes," erwiderte Herr von Dernburg verbindlich. „Ich müßte mich sehr irren, Herr Graf, wenn ich Ihren Namen nicht häufig im Elternhause gehört hätte."

„Ihr Vater war ein Jugendfreund und Regimentskamerad von mir, wir trugen beide die Uni-

form der schwarzen Dragoner," sagte Graf Romstedt erfreut. „Ihre Hand, junger Freund, Sie dürfen mich nicht als einen Fremden betrachten trotz des eigenthümlichen Beginnes unserer Bekanntschaft. Wie geht es Ihrem Vater, Ihrer Frau Mama? Ich habe mich ihres ungetrübten Eheglückes oft gefreut, während ich selbst noch ein lockeres Junggesellenleben führte. Später heiratete auch ich" — ein Schatten flog über des Grafen noch eben in heller Freude glänzendes Gesicht — „ich habe das Glück nicht gleich Ihrem trefflichen Vater zu halten gewußt."

Der junge Offizier hatte herzlich in die ihm dargebotene Hand des alten Herrn eingeschlagen; der Jugendfreund des Vaters schien ihm kein Fremder mehr zu sein, der vornehme frische Greisenkopf des alten Herrn, dessen gesunde Gesichtsfarbe so hübsch mit dem schneeweißen Haupt- und Barthaar harmonirte, war ihm von Anfang an sympathisch gewesen.

„Sie sagten vorhin, die Verhältnisse Berlins und Deutschlands überhaupt seien Ihnen fremd geworden, Herr Graf," setzte Herr von Dernburg jetzt das Gespräch fort, da er fühlte, daß Graf Romstedt bei einem keineswegs heiteren Kapitel seiner Erinnerungen

angelangt sei, „darf ich fragen, ob Sie Ihren Wohnsitz ganz in das Ausland verlegt haben?“

„Ich lebe schon seit achtzehn Jahren in Amerika,“ erwiederte der Graf. „Die Katastrophe, welche mich hinübertrieb, wird im Hause Ihrer lieben Eltern oft genug und, ich bin überzeugt, ohne vollständig den Stab über mich zu brechen, besprochen worden sein. Sie waren wohl noch zu jung, um davon zu hören oder das Gehörte im Gedächtniß zu behalten.“

„Ich erinnere mich allerdings nur, Ihren Namen als den eines näheren Bekannten meiner Eltern gehört zu haben, und freue mich um so mehr der Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft,“ sagte Herr von Dernburg, und man hörte es ihm an, daß er es aufrichtig meine. „Mein Vater wird angenehm überrascht sein, durch mich von Ihnen zu hören, noch mehr, wenn Sie, Herr Graf, bei Ihrer hiesigen Anwesenheit die Zeit für einen Besuch in Liebenwalde erübrigten. Darf ich es sein, der ihm ein so freudiges Ereigniß in Aussicht stellt?“

Graf Romstedt lächelte mit der herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, die seinem vornehmen Gesicht eigen.

„Wenn meine Geschäfte mir so viel Zeit übrig lassen — sie sind nicht rein persönlicher Natur —, so wäre es verführerisch genug für mich, den alten

Freund aufzusuchen," sagte er, „trotzdem es sein Mißliches hat, alte Verbindungen, die man abreißen mußte, wieder anzuknüpfen. Und wäre es nur," setzte er schmerzlich hinzu, „daß man Erinnerungen wieder wachruft, die besser begraben bleiben."

Herr von Dernburg glaubte nicht das Recht zu haben, trübe Saiten, welche sein neuer Bekannter berührte, ausklingen zu lassen.

„Ich könnte Sie beneiden, Herr Graf," sagte er deshalb ablenkend, „um den Vorzug, Ihr Leben in jenen neuen Weltteil hinübergespielt zu haben, dessen naturwüchsigere Verhältnisse der kräftigen Bethätigung einer Individualität günstiger sind, als der abgegraste Boden unserer altersmüden Europa. Unsere Zustände müssen einen kleinlichen Eindruck auf Sie machen; Sie werden wenig Ähnlichkeit gefunden haben zwischen einem Weltteil, der seine Kulturmission erfüllt hat, und der neuen Erde des Columbus, dem Lande der Zukunft."

Graf Romstedt lächelte wie ein welterfahrener Mann, der einen jungen Brausekopf schwärmen hört.

„Die Menschen mit ihren Verirrungen und Leidenschaften bleiben dieselben, ob sie in den Centren der Kultur oder in den Hinterwäldern meiner neuen Heimat leben," sagte er in einem milden Tone, der seinem Urtheil viel von seiner Schärfe nahm. „Und was

speziell Berlin, die neue Reichshauptstadt, anbetrifft — ich habe neuerdings weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich sonst in deutschen Landen umzusehen — so habe ich fast mehr Vergleichungspunkte gefunden, als mir im Interesse meiner alten Heimat lieb sein konnten. Hier wie dort eine rapide Entwickelung, ein allzu schnelles Wachsthum, das naturgemäß Schäden und Schwächen im Gefolge haben mußte. Himmelhohe Häuser mit prächtigen Fassaden, deren dünne Wände auf den Einsturz berechnet erscheinen, Reklamewagen von riesigen Dimensionen für den Vertrieb schlechter Bonbons, glänzender Luxus und unverhülltes Elend nebeneinander — das ist äußerlich. Aber schauen Sie näher hin: hohle Phrasenhelden, die sich neben das wahre Verdienst stellen — die Masse brüllt ihnen Bravo zu und giebt sich willig zu dem Fundament ihres eingebildeten Ruhmes her; die Kunst, die wie ein Handwerk ausgenützt wird und hier den Vorwand giebt für die Jagd nach der Doppelkrone wie drüben nach dem Dollar; die Lockerung des patriarchalischen Familienverbandes und das Vorwärtsstürmen schrankenloser Selbstsucht; fremd gehen die Menschen an einander vorüber, ohne bei Glück und Unglück des Andern auch nur aufzusehen, es müßte denn sein, daß bei fremdem Glück ein Brosame

für sie selbst abfiele, oder daß fremdes Unglück zum eigenen Glücke ausschlüge; Altes, Bewährtes wird beiseite geworfen und das Neue auf den Schild gehoben — und das Schlimmste hier wie drüben: Hände ohne Herzen raffen das Kapital zusammen, und das Elend starrt mit gierigen Augen auf die todten Schätze und brütet über der einen Moral: ‚Eigenthum ist Diebstahl.' Glauben Sie mir, junger Freund, es ist drüben nicht das Eldorado, das Sie vermuthen, und beide Welttheile kreisen in den Wehen einer neuen Zeit. Mag das altersmüde Europa Gott danken, daß es fester gefügte Dämme staatlicher Autorität dem Hereinbruche des Chaos entgegenzusetzen hat, als meine zweite, den Schwankungen des Volkswillens anheimgegebene Heimat."

Der Graf blieb stehen und bot Herrn von Dernburg herzlich die Hand:

„Wir sind an der Mohrenstraße; mein Weg führt mich rechts hinunter — ich wohne im Kaiserhof. Lassen Sie mich hoffen, daß unsere unter etwas sonderbaren Umständen geschlossene Bekanntschaft keine flüchtige bleibe, auch wenn aus meinem Besuch in Ihrem Elternhause nichts werden sollte."

Herr von Dernburg versprach den Grafen aufzusuchen; dann setzten die beiden getrennt ihren Weg fort.

II.

Einen Augenblick überlegte Herr von Dernburg ob er den immerhin beträchtlichen Weg bis zu seiner in der Nähe der Kaserne vor dem Halleschen Thore gelegenen Wohnung in einer Droschke zurücklegen solle. Aber der abgetriebene Gaul des einzigen an der Ecke haltenden Wagens stand so krumm in den Knieen und ließ den Kopf so verzweifelt müde herniederhängen, der Kutscher schnarchte so selbstvergessen in dem Fond des Wagens, daß es ihm fast leid that, beide aus ihrer Ruhe zu erwecken. Auch hätte ihn das wackelige Gefährt wohl kaum schneller ans Ziel gebracht als die eignen jugendkräftigen Füße. Mit langen Schritten eilte er die endlose Straße hinab, während die Dämmerung allmählich das nächtliche Dunkel überwand. Straßenstaub und die Ausdünstungen der Weltstadt hatten nicht vermocht, dem Junimorgen ganz seine würzige Frische zu nehmen, und die mit Weindunst und

Cigarrenrauch erfüllten Lungen des jungen Mannes sogen begierig die kühle Luft ein. Aber je angenehmer er äußerlich die Frische empfand, die sich um seine erhitzten Schläfen legte, um so stärker ward in ihm ein Gefühl innerer Unbehaglichkeit, die Reaktion gegen den Trubel der durchschwärmten Nacht. Auch die aufdringliche Camaraderie des Bankier Reichenstein, der ihm auf der Promenade oder dem Rennplatze — er konnte sich selbst nicht mehr besinnen, wo eigentlich — durch einen beiderseitigen Bekannten flüchtig vorgestellt worden war, empörte ihn von neuem.

Ein Laternenanzünder, der das Gaslicht ausgelöscht, begegnete ihm auf dem Heimwege und blickte ihm spöttisch ins Gesicht. Einige Maurer, vor Tagesanbruch aufgestanden, um den weit im Norden der Stadt gelegenen Bau rechtzeitig zu erreichen, zischelten untereinander, und ein Bäckerjunge, der auf der Schulter die Schrippen austrug, johlte ihm eine Bemerkung nach, die ihm das Blut in die fahlen Wangen trieb. Er konnte es sich denken, er sah nicht aus wie jemand, den die Freude an einem schönen Morgen so früh aus den Federn getrieben, und zum Ueberfluß konnte er sich in den vereinzelten Schaufenstern, vor denen die Rolljalou-

sien nicht herniedergelassen waren, wie in einem Spiegel betrachten.

Der erste Sonnenstrahl vergoldete gerade die kranzwerfende Viktoria, welche die Granitsäule des Belle-Allianceplatzes krönt, als Dernburg auf diesen hinaustrat. Er hoffte das Wiener Café neben dem Halleschen Thore schon geöffnet zu finden, denn die Zunge klebte ihm von dem raschen Gange am Gaumen. Die herniedergelassenen Jalousien bereiteten ihm eine Enttäuschung, aber Flieder und Goldregen dufteten so berauschend, die grünen Rasenflächen schimmerten so frisch, die Sperlinge zwitscherten so vergnügt in den neuen Morgen hinein, daß der junge Offizier auf einer der Bänke in den Bosketts neben der Treppenwange Platz nahm und auf das Oeffnen des Kaffeehauses zu warten beschloß.

Herr von Dernburg hatte kaum beachtet, daß er dort nicht allein saß. Wie er nun vor sich in den Sand stierte, fielen ihm ein Paar bunt gestickte Morgenschuhe in die Augen, welche über großen wohlgebildeten Füßen saubere Strümpfe bekleideten und sich sonderbar genug neben seinen eignen eleganten Lackstiefeletten ausnahmen. Sonderbare Schuhe — nach dem verfeinerten Geschmackssinn des jungen Offiziers wahre Muster von Geschmack-

losigkeit. Blauer Grund mit rothgestickten Rosen und verschlungenem, in weißen Perlen ausgeführtem Ranken- und Blätterwerk. Herr von Dernburg mußte lächeln, trotzdem er nichts weniger als heiter gestimmt war, und zugleich fesselten ihn diese bunten Morgenschuhe — wahrscheinlich das Geschenk einer lieben Hand, dachte er — doch auch wieder so, daß er den Kopf erhob und einen verstohlenen Seitenblick auf den Träger derselben warf. Er sah einen noch jungen Mann mit sauberer blauer Bluse und prächtigem dunklem Krauskopf neben sich, der eine Semmel zwischen den Fingern zerpflückte und die Krumen den ganz nahe um seine Füße umherhüpfenden Sperlingen zuwarf. Dabei war er so vertieft in seine Beschäftigung, daß er für den stillen Beobachter nicht einen einzigen Blick übrig hatte, aber ein wahrhaft kindliches Lächeln flog über seine hübschen Züge, wenn einer der jüngsten Spatzen mit ganz besonders kläglichem Geschrei den Schnabel aufsperrte, um sich von der Mutter füttern zu lassen, oder wenn zwei alte Kampfhähne über einen großen Brocken in Streit geriethen. Neben dem Manne auf der Bank lag ein Buch in Broschürenform, in dem er gelesen zu haben schien; als Herr von Dernburg mit einem flüchtigen Blick das

Titelblatt streifte, erkannte er, daß sein Inhalt die Arbeiterfrage berühre.

Der junge Offizier fühlte eine wirkliche Scham in sich emporsteigen. Körperlich ermattet von den Excessen einer schlaflosen Nacht, innerlich von dem Vorwurf gepeinigt, über seine Verhältnisse am Spieltisch vergeudet zu haben, verglich er sich mit diesem Menschen untergeordneter Herkunft und Bildung, der trotz angestrengter Tagesarbeit — und man sah es seiner ordentlichen, peinlich sauberen Kleidung an, daß er ein fleißiger Arbeiter war — die früheste Morgenstunde einer harmlosen Liebhaberei und dem Bedürfniß nach geistiger Nahrung opferte. „Einer jener rabulistischen Köpfe," dachte Herr von Dernburg einen Augenblick, „die bei Tage nichts thun und die Abendstunden dazu benutzen, den Arbeitern das Phrasengewäsch der Prediger der Sozialdemokratie zugänglich zu machen." Aber er verwarf diesen Gedanken sofort wieder, denn das ganze Aussehen des Mannes, sein freies offenes Gesicht, seine natürlich kindliche Freude an dem Vogeltreiben zu seinen Füßen straften ihn Lügen.

Jetzt suchte der junge Mensch sorgsam die letzten Krumen, welche in seinen Schoß gefallen waren, zusammen, warf sie den Vögeln vor und

griff nach seinem Buche. Aber es schien ihm nicht viel ums Lesen zu thun zu sein; nachdem er flüchtig einige Seiten durchblättert, ließ er die Broschüre wieder sinken und schweifte mit den Augen auf dem sonnenglänzenden Platze umher. Dabei wurde er seines Banknachbarn gewahr, und unwillkürlich gab er seinen Gedanken Worte:

„Einen solchen Morgen sollte man draußen im Freien, in Gottes herrlicher Natur zubringen können. Wir Großstädter leben doch nur halb zwischen unsern hohen Häusern, die kaum ein Stückchen Himmel erschauen lassen.“ — Das war eine Seite, die Herrn von Dernburg sympathisch berührte. In allen Verirrungen und in der blasierten Stimmung, welche ein Leben des Luxus und des Genusses erzeugt, war ihm doch die Freude an der Natur, wie sie ihm durch das einfache Landleben auf dem väterlichen Gute anerzogen war, erhalten geblieben. Er hatte nicht die Kraft, den Verlockungen der Weltstadt energischen Widerstand entgegenzusetzen, aber er dachte oft mit Sehnsucht an die Zeit, wo er den glänzenden Waffenrock ablegen und gleich seinem Vater als ein einfacher Landedelmann die eigne Scholle bewirthschaften würde.

„Sie scheinen das Frühaufstehen als ein wahres

Vergnügen zu betrachten," entgegnete Dernburg freundlich. „Man wird hier so aller natürlichen Lebensweise entwöhnt, daß ich den Genuß dieses herrlichen Morgens eigentlich nur einem Zufall zu danken habe."

„Ah, also wohl durchgebummelt?" sagte der junge Mann und lachte. „Das kommt vor, wenn man die Tasche voll Geld hat und nicht weiß, wie man es an den Mann bringen soll."

Das klang so urwüchsig und zutraulich — Herr von Dernburg konnte sich unmöglich verletzt fühlen. Er nickte und stimmte in das kurze Lachen ein; es wurde ihm ordentlich freier zu Muth, da es den Anschein hatte, als seien dem Banknachbarn in dem blauen Arbeiterhemd solche Durchgängerlaunen auch nichts ganz Unbekanntes.

Dann sah Herr von Dernburg nach der Uhr und blickte sich nach dem Kaffeehause um — hinter den niedergelassenen Rolljalousien zeigte sich noch nicht die geringste Spur erwachenden Lebens. Seine Miene verrieth deutlich Ungeduld und Enttäuschung.

„Sie wollen warten, bis das Café geöffnet wird?" fragte ihn der Arbeiter.

Herr von Dernburg fand nichts Aufdringliches in der Frage.

„Wenn man so die ganze Nacht durchgekneipt hat, dann giebt das am Morgen einen unangenehmen trockenen Zustand in der Kehle," lachte er. „In meiner Wohnung müßte ich noch einige Stunden warten, ehe etwas Löschendes zu haben ist; da dachte ich hier früher etwas zu finden."

„Viel früher wird's da auch nicht werden," entgegnete der andere. „Das Café Riedel ist keines von denen, die Tag und Nacht geöffnet sind und auf Nachtschwärmer und sonstiges fahrendes Volk spekuliren. Vor acht Uhr werden Sie kaum dort Einlaß finden, und das wird Ihnen wohl zu spät werden."

„Dann ist's allerdings das Beste, ich gehe nach Hause und nehme ein Glas bestes Wasserleitungswasser," sagte Dernburg resignirt.

Sein Banknachbar schwieg einen Augenblick; es schien, als überlege er, ob er dem eleganten Fremden einen solchen Vorschlag machen dürfe.

„Ich wüßte einen Rath, wenn Ihnen nur mit einer Tasse Kaffee gedient ist," sagte er dann, den jungen Offizier mit seinen klaren Augen anblickend. „Für mich wird's Zeit zum Frühstück, und wenn ich statt einer Tasse zwei mache, verschlägt's nichts. Es ist freilich kein Mokka, wie Sie ihn im Kaffee-

hause bekommen und ihn zu Hause gewohnt sein werden, aber er ist gern gegeben, und Sie sind freundlichst eingeladen. Ich wohne dort drüben, im Hinterhause freilich, und Bel-Etage ist's auch nicht —"

Herrn von Dernburgs Interesse, anfänglich durch ein Paar grellbunter Morgenschuhe in keineswegs ganz sympathischer Weise erregt, war durch die frische Natürlichkeit des einfachen Mannes gefangen genommen. Das Befremden über die sonderbare Einladung dauerte nur wenige Sekunden, — er hatte es mit einem Manne aus dem Volke zu thun, der einer augenblicklichen Eingebung ungeschminkten Ausdruck verlieh, er lernte da einen Typus kennen, dessen volle Würdigung die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen sozialen Stellung ihm bisher verschlossen, und er fürchtete, den einfachen Menschen durch die Zurückweisung einer so freundlich ausgesprochenen Einladung zu verletzen.

„Topp, ich nehme Ihre Einladung mit Dank an," sagte er, dem anderen die Hand bietend. „Und damit Sie doch auch wissen, wen Sie so freundlich bewirthen wollen, — mein Name ist Dernburg."

Es schien ihm lächerlich, das „von" seines Namens hinzuzufügen; sein freundlicher Gastgeber hätte dadurch vielleicht auf die Vermuthung kommen

können, er wolle auf den Unterschied ihrer beiderseitigen Stellung hindeuten.

„Ich heiße Richard Wilberg," entgegnete der andere, indem er sich zugleich erhob und mit einer Geste voll natürlichen Anstandes Herrn von Dernburg einlud, ihm zu folgen.

Es war eines der prächtigen neuen Häuser am Belle-Allianceplatz, in welches sie eintraten. Ueber einen mit peinlicher Sauberkeit gehaltenen Hof führte der Weg die Hintertreppe hinauf in den Korridor einer jener kleinen Wohnungen von zwei bis drei Zimmern mit Küche, wie sie die Seitenflügel Berliner Miethspaläste zu enthalten pflegen. Hier öffnete Wilberg, der bis jetzt wegweisend vorangegangen, eine Zimmerthür und nöthigte seinen Gast einzutreten. Herr von Dernburg wurde überrascht durch die freundliche Ausstattung des kleinen, zweifenstrigen Raumes, der seinem Bewohner als Wohn- und Schlafzimmer diente, und in dem trotz der frühen Morgenstunde eine musterhafte Ordnung herrschte. Es war überflüssig, daß Wilberg den Bettschirm sorgfältiger zurechtschob, — dann nöthigte er seinen Gast auf den Sophaplatz, indem er selbst geschäftig die blinkende Wiener Kaffeemaschine auf den Tisch stellte, im Vorbeigehen einem schmetternden

Kanarienvogel ein paar freundliche Worte zurief und den Spiritus anzündete.

Herr von Dernburg sah sich mit wirklichem Behagen in dem freundlichen Zimmer um, das zwar wenig Aehnlichkeit mit seiner eignen luxuriös eingerichteten Wohnung zeigte, das aber anheimelnd sein mußte, selbst wenn nicht wie jetzt die Morgensonne in goldenen Wellen hereinfluthete.

„Das muß man sagen, Sie wohnen allerliebst, Herr Wilberg," sagte der junge Offizier, ohne seine Ueberraschung verbergen zu können.

„Nicht wahr?" erwiderte ihm jener mit aufrichtigem Stolze. „Nicht jeder hat's so gut wie ich; nicht jeder hat aber auch Mutter und Schwester, die so für ihn sorgen, wie für mich. Und ich selbst mag's nicht leiden, wenn es nicht ein bischen hübsch da aussieht, wo man sich ausruht, nachdem man sich den Tag über müde gearbeitet hat. Wenn's mich auch noch so sehr hinauszieht, des Morgens in aller Herrgottsfrühe frische Luft zu schöpfen, es läßt mich nicht eher hier weg, bis alles am richtigen Fleck steht."

Herr von Dernburg kannte das Gefühl angeborner und anerzogener Ordnungsliebe an sich selbst; auch ihm war es in Fleisch und Blut übergegangen.

„Ihre Mutter und Ihre Schwester müssen vortreffliche Frauen sein," sagte er.

„Das will ich meinen," erwiderte Wilberg mit Stolz. „Es giebt keine besseren. Fleißig vom Morgen bis zum Abend. Sie verdienen mit ihren Stickereien fast so viel wie ich im Monat. Und gut sind sie, trotzdem sie nur Stiefmutter und Stiefschwester sind, wie es die rechten nicht besser sein könnten."

Dernburg hatte sein Cigarrenetui hervorgenommen, und Wilberg nahm ohne Ziererei die dargebotene Cigarre an.

„Das ist etwas Feines," bemerkte er, während er die blauen Ringel von sich blies und den Kaffee in die Tassen goß.

„Echte Havanna," sagte Herr von Dernburg etwas voreilig. Und wie er gewahr wurde, daß Wilberg bei der Entdeckung so kostspieliger Passionen seines Gastes ein wenig verwundert aufsah, fügte er hinzu: „Von einem Freunde, der damit handelt."

Er wurde roth dabei, denn er fühlte, daß er es sagte, um Wilberg seine soziale Stellung nicht errathen zu lassen; nicht aus dem richtigen Gefühl, das ihn vorhin veranlaßt hatte, das „von" vor seinem Namen zu verschweigen, sondern weil er,

der glänzende Offizier, sich schämte, neben dem Arbeiter zu sitzen und mit ihm auf gleichem Fuße zu verkehren. Es war eine falsche Scham diesem Manne gegenüber, dessen war er sich bewußt, und das trieb ihm das Blut in die Wangen.

Aber Wilberg betrachtete ihn nicht so genau, daß ihm diese Verlegenheit hätte bemerklich werden können.

„Sie sind wohl auch Kaufmann?“ fragte er ohne Neugierde.

„Ja,“ sagte Herr von Dernburg und verwünschte innerlich die Situation, die ihn zur Lüge zwang.

Aber sein Gastgeber forschte nicht weiter. Er nahm mit Behagen sein Frühstück, und dabei erzählte er unbefangen, daß er Setzer in der Raupachschen Offizin sei, einer alten Firma, die nur zuverlässige Leute halte, ihnen dafür aber auch ein sicheres Brod böte. Er selbst arbeite dort, seitdem seine Mutter nach dem Tode des Vaters, dessen zweite Frau sie gewesen und dem sie ein Töchterchen aus ihrer ersten Ehe mitgebracht habe, aus Süddeutschland in die norddeutsche Heimath zurückgekehrt sei. Das sei schon acht Jahre her und er selbst in dieser Zeit fast ein rechter Berliner geworden.

Nur das Fremdthun mit den Menschen, das habe er nicht gelernt; es müsse wohl im süddeutschen Blute liegen, daß er jeden, dessen Gesicht ihm gefalle, auch für einen guten Kerl und guten Freund halte.

Herr von Dernburg hörte diesen Familiennachrichten mit einem Interesse zu, das ihn selbst erstaunte, und bei Wilbergs letzten Worten lächelte er sogar geschmeichelt und hielt ihm scherzend seine Kaffeetasse hin: „Profit, auf gute Freundschaft.“

Dann waren sie durch die Broschüre, die mit ihrem aufdringlichen Titel: „Kapital und Arbeit“ sich zwischen ihnen auf dem Tische breit machte, veranlaßt, auf die Arbeiterfrage zu sprechen gekommen. Herr von Dernburg hatte sich bis dahin wenig um dieselbe gekümmert. Er war konservativ, wie sich das für den Sohn eines märkischen Adelsgeschlechtes von selbst verstand. Im übrigen verbot ihm schon seine Stellung als Offizier, dem Getriebe der politischen Parteien mehr als eine rein passive Aufmerksamkeit zu widmen. Für ihn gab es nur den Befehl des Königs, das übrige kümmerte ihn nicht. Um so mehr erstaunte er, einen einfachen Mann aus dem Volke, dessen Berufsthätigkeit die Tagesstunden in Anspruch nahm, mit mehr als gewöhn-

licher Zeitungsleserkenntniß über diese Dinge reden zu hören, und das mit einer Klarheit des Urtheils, die Dernburg frappirte. Wilberg kam es freilich zu statten, daß das Gespräch sich ausschließlich auf einem Felde bewegte, auf dem er den Boden eigner, praktischer Erfahrung nicht zu verlassen brauchte. Der junge Offizier, der das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzig nach den patriarchalischen Zuständen kannte, wie sie auf dem väterlichen Gute herrschten, sah natürlich in jedem Nothschrei der arbeitenden Bevölkerung nichts als die Folge demagogischer Hetzen, denen man nur die Bajonette als die letzten Stützen monarchischer und staatlicher Autorität entgegenzusetzen habe. Wilberg kannte das Elend, wenn auch nicht aus persönlicher Erfahrung, so doch aus eigner Anschauung, er wußte zu erzählen von der Ausbeutungssucht einer herzlosen Geldmacht, die in dem Arbeiter nur die Pferdekraft und nicht den Menschen sieht, er wußte sehr genau zu unterscheiden zwischen den ziellosen Hetzereien verblendeter oder selbstsüchtige Ziele verfolgender Agitatoren und dem, was er die berechtigten Forderungen des Arbeiters nannte. Mit seiner persönlichen Lage vollständig zufrieden, schlug ihm das Herz für die ärmeren Genossen, und er sprach mit

einer Begeisterung, die sein intelligentes Gesicht in edler Gluth färbte. Herr von Dernburg sah sich eine neue Welt erschlossen, von deren Freuden und Leiden, ihrer Hoffnung und Verzweiflung er bis dahin sich nichts hatte träumen lassen. Sein Widerspruch und seine Einwürfe wurden seltener und seltener, bis er nur noch einen stummen, aber interessirten Zuhörer abgab, und Wilberg allein sprach, ohne falsches Pathos, einfach, eindringlich und überzeugend.

Beide Männer hatten ein wiederholtes leises Klopfen an der Zimmerthüre überhört. Nun öffnete sich dieselbe, und ein frischer, blonder Mädchenkopf, auf dessen Zügen die holdeste Anmuth wie Sonnenschein spielte, schaute herein mit einem fröhlichen: „Guten Morgen, Richard."

Herr von Dernburg war so überrascht von der freundlichen Erscheinung, daß er aufsprang und sich zu einer tadellosen Salonverbeugung anschickte.

Wilberg streckte dem jungen Mädchen die Hand entgegen und zog es ins Zimmer.

„Da können Sie gleich meine Prachtschwester kennen lernen, Herr Dernburg. Jedenfalls ist es Zeit, zur Arbeit zu gehen, und sie kommt wie gewöhnlich, mich daran zu erinnern, weil ich es meist über einem Buche zu vergessen pflege."

Herr von Dernburg schaute bewundernd in das hübsche Gesicht.

„Wahrscheinlich nur um sich erinnern zu lassen," sagte er; — „von einer so schönen Schwester," hatte er eigentlich sagen wollen, aber die Schmeichelei, die er sonst jedem hübschen Mädchen dieses Standes gegenüber passend erachtet hätte, schien ihm hier plötzlich übel angebracht, und er verschluckte die Worte.

„Ich habe bis zum letzten Augenblicke gewartet, um die Herren nicht zu stören," sagte das junge Mädchen erröthend und half dem Bruder Hut und Rock anziehen. „Aber es ist jetzt wirklich die höchste Zeit."

Wilberg trug der Schwester auf, die Mutter, die wohl noch zu Bett liege — „sie ist kränklich," fügte er wie als Entschuldigung dem Gaste gegenüber hinzu — zu grüßen und drückte ihr einen herzlichen Kuß auf die Lippen; Herr von Dernburg verabschiedete sich mit einer Verbeugung, die ihm selbst furchtbar hölzern vorkam.

Am Halleschen Thore trennten sich die beiden Männer mit einem freundschaftlichen Händedruck. „Er werde sich freuen, den neuen Bekannten einmal wiederzusehen," meinte Wilberg treuherzig, und Herr

von Dernburg sagte „Ja" dazu. Eigentlich war er noch immer mit seinen Gedanken bei dem hübschen Blondkopf in der Hofwohnung vier Treppen, und erst später lächelte er still in sich hinein, — was seine Bekannten wohl gedacht haben würden, wenn sie ihn in der freundschaftlichen Unterhaltung mit dem Manne im blauen Arbeiterhemd gesehen hätten.

III.

Einen winzigen Streifen Schatten nur warfen die himmelhohen Häuser der Friedrichstraße. Die Steinwände strahlten die Sonnengluth verdoppelt zurück, in dem erweichten Asphalt ließ jeder Pferdehuf seine sichbare Spur zurück, und in dieser bis zur Backofentemperatur erhitzten Hauptverkehrsader der Weltstadt keuchte das Leben. Glanz und Elend nebeneinander, — in den Schaufenstern der Luxus reizender Kunstwerke aus Bronze und cuivre poli, der goldene Tand der Juwelierläden, die extravagante Pracht der Pariser Modelltoiletten, — aus den Garküchen der Kellerlokale ein intensiver Duft zweifelhafter gastronomischer Genüsse und unzweifelhaften Alkohols. Männer und Frauen geschäftig über das Trottoir eilend im Marschtempo der Großstadt, — die Wege sind weit, und der Tag nicht länger als dort, wo man den Ort in fünf Minuten durchmißt. Elegante Flaneurs, die bummeln, weil sie nicht zu

arbeiten brauchen, und abgerissene Gestalten, welche bummeln, weil sie nichts zu arbeiten haben, Equipagen, Droschken erster und zweiter Klasse, Arbeitswagen und der schwerbepackte Omnibus, — stabil in dem Gewirr von Menschen und Thieren nur die Zettelvertheiler, welche den Vorübereilenden die Empfehlungskarte eines Buttergeschäftes oder die Adresse der Tingel-Tangel in die Hand drücken, die Blumenweiber mit ihren welken Rosen und der Schutzmann, der an der Straßenecke Posten steht.

Von der Börse kommend, bog der Wagen des Bankier Reichenstein in die Friedrichstraße ein. Die Pferde, prächtige dunkelbraune Karossiers, der Kutscher in eleganter Livree, auf dem Wagenschlage der Namenszug in einer Form, daß man ihn im Vorüberrollen für ein Wappen hätte halten können, — der Baron der Börse befand sich auf dem Wege in seine Kontors. Neben ihm saß Assessor Lockmann, mit seinem suffisanten Lächeln in das Straßengewühl starrend.

Der Wagen hielt vor einem der stolzesten Gebäude jener Gegend. „Internationale Hauptbank, Bank- und Wechselgeschäft“ leuchtete es in goldenen Riesenlettern von dem Firmenschilde, und in der Mitte der Eisengitter vor den Fenstern der ersten

Etage strahlten die goldenen Initialen J. R., — Jakob Reichenstein. Der Portier eilte dienstfertig an den Wagenschlag und war dem Bankier beim Aussteigen behilflich.

„Keine alten Sachen, Herr Reichenstein?“

In demüthiger Haltung stand einer jener Juden, welche an den Ecken der Friedrichstraße sich jedem Gutgekleideten für die Abnahme getragener Garderobestücke zur Disposition stellen, neben dem Börsenfürsten. Nichts in seiner Frage verrieth, daß er zu dem Bankier in Beziehungen stehe, seine Miene zeigte denselben leidenden Ausdruck, seine Stimme klang gerade so unterwürfig, wie sie jedem Passanten in das Ohr tönte. Daß er den Bankier bei dem Namen nannte, war nur natürlich: wer, der Tag für Tag vor diesem Hause stand, hätte den großen Reichenstein nicht kennen sollen, den Mann, der über Millionen kommandirte! Aber in den Augen des Juden leuchtete etwas wie ein Blitz, und um seine Mundwinkel zuckte es wie Hohn, und der große Bankier Reichenstein ward blaß und stürmte mit einem Fluch zwischen den Lippen an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen. Einem so scharfen Beobachter wie Assessor Lockmann wären diese pikanten Details der Scene nicht entgangen, auch wenn er ihr zum erstenmal beigewohnt

hätte. Aber Lockmann hatte häufig die Ehre, den Bankier Reichenstein in sein Kontor begleiten zu dürfen, und er wußte, daß der Bankier nicht die Schwelle des Hauses überschreiten konnte, ohne die gleiche Frage zu hören. Lockmann lachte ganz laut, ohne sich vor Kutscher und Portier zu genieren, indem er dem Juden kordial auf die Schulter klopfte: „Ihr habt kein Glück, Herr Rosenthal; ein reicher Mann wie Reichenstein verkauft keine alten Kleider, der verschenkt sie.“ Und immer noch lachend durcheilte der „Assessor“ die Kontors der Internationalen Hauptbank, wo seit der Ankunft des Chefs die Federn mit doppelter Geschwindigkeit über das Papier flogen, und trat in das Privatkabinet des Herrn Reichenstein.

Der Bankier hatte recht, über die Frechheit dieses schmutzigen Schacherjuden empört zu sein, der sich an seine Fersen heftete und ihn daran erinnerte, daß Jakob Reichenstein nicht als Millionär geboren war. Es war richtig, sie kannten sich seit lange, seit so langer Zeit, daß sich Herr Reichenstein dessen kaum noch erinnern konnte, denn sein Gedächtniß war schwach, was die weiter zurückliegende Vergangenheit anbetraf. In einem kleinen Städtchen Polens hatten sie als kleine Jungen in demselben schmutzigen Hause gewohnt. Sie waren die besten Freunde ge-

wesen, denn bei der Familie Reichenstein wurde die zahlreiche Kinderschaar großgehungert, während Rosenthals wenigstens so viel verdienten, um ihr einziges Kind satt zu machen und dessen Spielgefährten durchzufüttern. Rosenthals Eltern waren gestorben und hatten ihrem zwanzigjährigen Sohne ein paar hundert Thaler hinterlassen. Als seine Thränen noch nicht getrocknet waren, lag ihm Jakob Reichenstein schon in den Ohren, wie wenig Aussicht sei, in dem armen Lande zu etwas zu kommen. Salomon Rosenthal sah das ein; was nützte es ihm, wenn er sich quälte, wie sich seine Eltern gequält hatten — er brachte es in einem ganzen langen Leben doch nicht weiter, als höchstens dahin, die von den Eltern hinterlassenen paar hundert Thaler zu verdoppeln. Da wußte Jakob Reichenstein andere Erfolge zu erzählen von denen, die nach Westen, ins Preußische gezogen waren. Nicht wenige waren große Herren geworden, die noch vor zehn Jahren nicht mehr hatten, als er jetzt. Salomon Rosenthal also nahm seine paar hundert Thaler und wanderte mit seinem Freunde Jakob Reichenstein gen Westen. Jakob Reichenstein hatte nichts; Vater und Mutter hatten ihm auf den weiten Weg nichts mitgeben können als ihren Segen, aber Salomon Rosenthal hielt mit seinen ererbten

Thalern Hunger und Durst von ihm fern. Dafür schwur Jakob Reichenstein seinem Freunde tausendmal Dankbarkeit bis in den Tod, und um besser Gelegenheit zu haben, sie zu beweisen, blieb er bei ihm in dem Geschäft mit alten Kleidern, das sich Salomon Rosenthal auf des Freundes Rath am Mühlendamm eingerichtet hatte. Salomon Rosenthal hatte es nicht zu bereuen, daß er den Jugendfreund mit durchgefüttert. Es gab keinen, der es besser verstand, die ältesten und abgetragensten Sachen wie neu „aufzupolieren," keinen, der unermüdlicher die Vorübergehenden zum Kaufen anlockte, keinen, der ihnen die Preiswürdigkeit der Waaren überzeugender zu schildern gewußt hätte, als Jakob Reichenstein. Rosenthal selbst war ein Stümper gegen ihn. Er wußte das, und er suchte den Freund ganz an sich zu fesseln, indem er ihn zum Compagnon nahm. Reichenstein fand das natürlich, selbstverständlich sogar; zweifelte er doch nicht, daß sein anstelliger Kopf mehr werth sei, als die lumpigen paar hundert Thaler, welche Rosenthal ihm im Geschäft voraus hatte.

Reichenstein war wirklich ein kleines Finanzgenie. Er begnügte sich, nachdem er Compagnon geworden, nicht mehr damit, unter den Kolonnaden

des Mühlendammes auf und ab zu laufen und die Vorübergehenden zu haranguiren. Das mußte Rosenthal übernehmen, wie bald das ganze Detail des Geschäftes. Jakob Reichenstein führte die Bücher und machte die Ramschkäufe en gros, wo Uniformen ausrangirt oder die nachgelassene Garderobe reicher Leute verkauft wurden. Das Geschäft ging so gut, daß Rosenthal daran denken konnte, einen Hausstand zu gründen; er verlobte sich mit einem Mädchen, das etwas Geld hatte und das er liebte — er war auf dem Gipfel seines Glückes.

Salomon Rosenthal glaubte, ihn müsse der Schlag rühren, als sein Jugendfreund und Compagnon ihm eines Tages auseinandersetzte, daß das Geschäft durchaus nicht gut gegangen, sondern daß es die höchste Zeit sei, den Konkurs anzumelden. Reichenstein machte diese Mittheilung sehr trocken und als ob sie für ihn selbst gar kein Interesse habe. Nachdem Rosenthal sich von der ersten Ueberraschung erholt, nannte er seinen Compagnon natürlich einen Betrüger und Schwindler. Reichenstein wies derartige Beleidigungen mit ruhiger Würde zurück und berief sich einfach auf die Bücher. Es blieb nichts übrig, der Konkurs wurde angemeldet, die Firma Rosenthal und Reichenstein erlosch, Rosenthal verlor

die paar hundert Thaler, welche er von seinen Eltern geerbt hatte, und seine Braut schrieb ihm ab — was sollte sie mit einem Kaufmann, der bei der Pleite sein Geld verloren hatte.

Selbstverständlich ging auch die Jugendfreundschaft zwischen Rosenthal und Reichenstein hiermit auseinander. Rosenthal war zu wenig bildungsfähig, über den Handel mit alten Kleidern kam er nicht hinaus; er brachte es nicht einmal zu einiger Selbständigkeit, sondern fristete als „Anreißer,“ wie der technische Ausdruck für diejenigen Kinder Israels lautet, welche Straßenpassanten mit der Frage nach alten Sachen belästigen, eine wenig beneidenswerthe Existenz.

Reichensteins Genie offenbarte sich auf das Glänzendste. Kaum war das Firmenschild „S. Rosenthal & J. Reichenstein“ vom Mühlendamm verschwunden, so prangte ein neues und glänzenderes „J. Reichenstein, Herren-Konfektion“ in der Leipziger Straße. Woher Rosenthals Compagnon plötzlich die Mittel zu dem neuen Geschäft hatte, wußte niemand mit Sicherheit anzugeben; die meisten freilich bedauerten Rosenthal als den Dummen, der sein Geld im Konkurs nicht an die Gläubiger, sondern an den Compagnon losgeworden. Reichenstein selbst

ließ wohl Andeutungen über einen geheimen Theilnehmer fallen, die indessen niemand glaubte. Das Geschäft ging wieder ausgezeichnet, und jetzt dachte Reichenstein daran, ein Weib zu nehmen. Seine Wahl fiel auf Rosenthals ehemalige Braut, die durch ihre Absage genügende Anlagen zu einer tüchtigen Geschäftsfrau gezeigt hatte. Die beiden schönen Seelen fanden sich nur zu kurzem Glück. Nachdem Frau Reichenstein ihrem Gatten ein Töchterchen geschenkt hatte, starb sie. Bald darauf ging auch Reichensteins Herren-Konfektion ein; er akkordirte mit den Gläubigern auf 22½ Prozent und versuchte es mit der Damen-Konfektion. Aus dem Zusammenbruch dieses Geschäftes ging Herr Reichenstein mit einer Kontusion hervor; er verschwand auf einige Monate aus den Augen seiner Bekannten, um dann als Inhaber eines Fünfzigpfennig-Bazars wieder aufzutauchen. Nach noch einigen kurzen Stationen landete Jakob Reichenstein endlich an der Börse.

Reichensteins Intelligenz hatte damit das einzige, ihr wirklich zusagende Feld der Thätigkeit gefunden. Im Anfang einer der wildesten und glücklichsten Spekulanten, wußte er sich später durch direkte Betheiligung an einigen Gründungen den nöthigen

Rückhalt zu schaffen, bis er mit der „Internationalen Hauptbank“ vollständig festen Fuß auf dem Berliner Markte zu fassen versuchte. Die Dividenden, welche diese Bank alljährlich zahlte, waren sehr hoch, das Renommee, dessen sie sich erfreute, ein ziemlich niedriges. Ebenso widersprechend taxirten viele das Vermögen Reichensteins auf Millionen, manche aber hielten ihn für „nicht recht sicher.“ Jedenfalls aber war er in einer glänzenden Lage, die es begreiflich erscheinen ließ, daß er höchst indignirt war über die Frechheit Rosenthals, der der Vergangenheit ein so gutes Gedächtniß bewahrte. Hatte dieser es doch sogar soweit getrieben, den Bankier in seinem Hause aufzusuchen. Damit war er allerdings schön angekommen; Reichenstein hatte ihm gedroht, ihn durch den Diener hinauswerfen zu lassen, wenn er noch einmal erscheine, und seine Bitte, ihm in Erinnerung an die gemeinsame Pleite mit einem Darlehen von ein paar hundert Thalern aufzuhelfen, hatte Reichenstein für einen Erpressungsversuch erklärt. — —

Während der große Bankier sich mit bleichem, wütendem Gesicht in einen Polsterstuhl seines Privatkabinets warf, schalt er sich innerlich einen Dummkopf, weil er sich mit seinem einstigen

Compagnon nicht lieber gütlich auseinandergesetzt hatte. Seit jenem Tage hatte Rosenthal seinen Anreißerposten vor die Thüre der „Internationalen Hauptbank“ verlegt, seit jenem Tage ließ der arme Schacherjude keine Gelegenheit vorübergehen, dem reichen Bankier die Frage nach „alten Sachen“ ins Ohr zu schreien, seit jenem Tage setzte Salomon Rosenthal plötzlich alles wieder in Kurs, was ihm von der Vergangenheit geblieben — nämlich die genaue Kenntniß der Reichensteinschen Karriere. Die Laune des Bankiers wurde nicht besser, als Assessor Lockmann noch immer lachend in das Kabinet trat, sich ihm gegenüber in einem Lehnstuhle niederließ und mit der harmlosesten Lustigkeit, die nur durch den katzenartigen Ausdruck des Auges etwas Bedenkliches erhielt, ihn bat, doch endlich über seine Beziehungen zu Rosenthal, die doch gewiß pikanter Natur seien, reinen Wein einzuschenken.

„Lassen Sie mich zufrieden, Lockmann; wissen Sie das!“ schrie Reichenstein wüthend, ohne daß es den „Assessor“ in seiner Heiterkeit zu stören schien. „Beziehungen! Zu dem Menschen Beziehungen! Durch einen Schutzmann werde ich den Kerl von der Stelle bringen lassen, wenn er mich noch einmal belästigt.“

Lockmann ließ sich nicht irre machen.

„Ist es wirklich wahr, daß es einmal statt der „Internationalen Hauptbank“ eine Firma Rosenthal-Reichenstein oder Rosenthal & Comp. gegeben hat?“ lachte der Assessor.

Reichenstein stand auf und rannte lebhaft gestikulirend im Zimmer umher.

„Sie sollen mich nicht immer an das Gewesene erinnern, Lockmann,“ sagte er in überredendem Tone, da er sich erinnerte, daß dem „Assessor“ gegenüber die Grobheit keine Wirkung zu erzielen pflegte. „Nehmen wir an, es wäre so gewesen, es hätte eine Firma Rosenthal & Reichenstein gegeben — was thut's, da der Rosenthal jetzt auf der Straße steht und alte Sachen handelt, und der Reichenstein an der Börse sitzt und den Kurs von der „Internationalen Hauptbank“ höher gehen läßt? Kann der Reichenstein was dafür, daß der Rosenthal arm geblieben ist, oder der Rosenthal vielleicht dafür, daß der Reichenstein steinreich geworden ist? Nichts können sie alle beide dafür, sie sind auseinandergegangen und haben nichts mehr miteinander zu thun gehabt — also was stellt sich der Lump da unten an die Straße und fragt des Tages dreimal, ob ich nicht alte Sachen zu verkaufen hab'!“

Er war das erste Mal, daß Assessor Lockmann den Bankier eine frühere geschäftliche Verbindung mit Rosenthal eingestehen hörte. Das Geständniß war ihm interessanter, als er Reichenstein merken lassen mochte. Er warf daher im gleichgültigsten Tone hin, ob es denn nicht besser sei, den Zeugen einer gewiß ehrenhaften, aber doch dunkeln Vergangenheit durch eine kleine Abfindungssumme unschädlich zu machen. Reichenstein wollte davon nichts wissen. Wenn Rosenthal ein Geschäftsmann wäre, meinte er, sei gegen solchen Vorschlag nichts einzuwenden. Aber er kenne ihn, der erste Beste würde ihm das Geld abnehmen und Rosenthal wieder vor seiner Thüre stehen. Das sei eine Schraube ohne Ende. Gerathener sei es wohl, dem Menschen eine einträgliche Stellung bei einer der Reichensteinschen Unternehmungen zu geben, die sein Interesse mit dem des Bankiers verknüpfe und ihn zum Schweigen zwinge.

Damit war Assessor Lockmann einverstanden. Er erbot sich, selbst mit Rosenthal in Verbindung zu treten und ihm Vorschläge zu machen.

„Sie dürfen sich in diesem Falle nicht knauserig zeigen,“ schloß Lockmann. „Denken Sie sich, gerade jetzt, wo Sie kurz vor dem Inslebentreten des

großartigsten Unternehmens der Neuzeit stehen, das Ihnen Millionen einbringen wird, denken Sie sich, gerade jetzt, wo Sie auf das Vertrauen des Publikums angewiesen sind, gerade jetzt erschiene eine Notiz in den Berliner Zeitungen, daß der einstmalige Compagnon — in diesen Notizen würde er auch Freund, Vetter und Bruder heißen — des millionenreichen Bankier Reichenstein gerade vor dem Hause desselben mit alten Hosen handelt — welch' einen Skandal würde es geben!“

„Sie haben recht, lieber Lockmann, schaffen Sie mir den Menschen vom Halse, und ich bin Ihnen zeitlebens dankbar,“ erwiderte Reichenstein. „Aber machen Sie mir die Sache nicht zu theuer. Apropos, lieber Assessor, sagen Sie mir, was hat der Graf Romstedt für einen Eindruck auf Sie gemacht?“

Assessor Lockmann setzte sich bequem in seinen Stuhl zurück.

„Den,“ sagte er langsam, „als ob die amerikanischen Interessenten sich gar keinen besseren Vertreter ihrer Sache hätten wählen können.“

„Aber für uns, für uns,“ drängte Reichenstein ungeduldig. „Wird für uns etwas mit dem Manne zu machen sein?“

Lockmann zuckte die Achseln.

„Er ist ein zu klarer Kopf, um ihm Ihre Ueberzeugung von der Rentabilität des Unternehmens beibringen zu können,“ sagte er sarkastisch. „Und er scheint in zu günstigen Verhältnissen, als daß es möglich wäre, ihn zu bestechen.“

„Es ist doch aber sonderbar von der Vertretung der Pennsylvania-Oel-Compagnie, mir auf meine detaillirte Mittheilung über die hier in Deutschland entdeckten Petroleumlager und auf meine Anfrage, ob sie sich bei Hebung dieser Schätze vielleicht mit größeren Kapitalien betheiligen wolle, diesen deutschen Grafen zu schicken, der sich mit einer unbeschränkten Vollmacht bei mir einführt, mein Anerbieten, ihn zu informiren und mit ihm die fraglichen Gegenden zu bereisen, einfach ablehnt und mir sagt, er werde mich seiner Zeit von seinen Entschlüssen in Kenntniß setzen.“ Bankier Reichenstein trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch: „Was kann der Mann von Petroleumgewinnung verstehen; zu so etwas schickt man doch einen Techniker oder eine Finanzkapazität —“

Assessor Lockmann unterbach den Bankier.

„Wissen Sie denn, ob der Graf nicht für beides in Amerika gilt, lieber Reichenstein? Seines Grafentitels wegen haben ihn die praktischen Amerikaner sicher nicht hierher geschickt. Im übrigen,

wenn er nur Menschenkenner ist, genügt das, um ihn seine Dollars behalten zu lassen."

„Sie thun gerade, als ob das Petroleum in der Lüneburger Haide eine Fabel wäre," sagte Reichenstein indignirt und nahm von seinem Schreibtisch ein Fläschchen mit einer dunklen Flüssigkeit, das er dem Assessor unter die Nase hielt. „Hier, wirkliches, unraffiniertes Erdöl aus der Lüneburger Haide; warum soll sich's nicht brennen lassen wie das amerikanische, wenn es gereinigt ist, was!?"

„Ja, warum nicht?" lachte Lockmann. „Reichenstein, thun Sie mir den einzigen Gefallen und suchen Sie mich nicht dumm zu machen. Ihre Idee, plötzlich in der Lüneburger Haide Petroleum zu finden, war genial. Bei der Unkenntniß über sein Vaterland, in welcher der Deutsche lebt, ist es Ihnen nicht schwer geworden, den Glauben zu erwecken, Sie hätten mit diesen Petroleumquellen wirklich Quellen Goldes entdeckt. Daß von der Existenz des Erdöls die Bauern der Lüneburger Haide schon lange Vortheil zogen, indem sie es von der Oberfläche der Pfützen abfüllten und als Wagenschmiere benutzten, ist nur jenen bekannt, die einmal jene öde Gegend bereisten, also sehr wenigen. Daß dieser Nutzen der einzig reelle ist, den Ihre grandiosen Petroleumquellen

jemals abwerfen werden, davon sind Sie so gut wie ich überzeugt. Graf Romstedt wird bald nicht dümmer sein als wir; auf eine Betheiligung amerikanischen Kapitals bei Ihren Bohrversuchen ist also nicht zu rechnen. So eine frische fröhliche Gründung mit deutschem Gelde wird Ihnen aber noch etwas abwerfen, wenn Sie sie mit dem nöthigen Tamtam einzuführen und sie eine Zeitlang zu halten verstehen. Ich habe Ihnen von Anfang an Vorschläge in dieser Richtung gemacht —"

„Von denen keiner in den Wind gesprochen ist, lieber Assessor," fiel Reichenstein ein. „Vogel, unser litterarischer Beistand, arbeitet tüchtig vor mit seinen Zeitungsnotizen über das neuentdeckte Goldland. Das Vorkaufsrecht über die ölreichsten Gegenden der Haide ist mir von den Bauern gesichert — sobald also Graf Romstedt sich ablehnend entschieden hat, legen wir los!"

„Auf gutes Gelingen könnten wir eine Ihrer echten Havannas rauchen, Reichenstein," meinte Assessor Lockmann trocken.

Der Bankier verstand den Wink mit dem Zaunpfahl und entnahm seinem Arnheim eine Cigarrenkiste, die er vor Lockmann hinstellte. Während dieser die „Bock" in Brand steckte und die duftenden

Rauchwolken mit Behagen von sich blies, vertiefte sich Reichenstein in den Schlußzettel der Börse, den ihm einer seiner Beamten in das Privatkabinet gebracht hatte.

IV.

Baron von Biel, ein junger Gardeoffizier, klingelte an Herrn von Dernburgs Thüre und stürmte an dem öffnenden Burschen vorüber in Dernburgs Zimmer. Sie kannten sich seit frühester Jugend, die Güter ihrer Eltern waren benachbart, im Kadettenkorps hatten sie dieselben Klassen gleichzeitig absolvirt, — Dernburg war keineswegs erstaunt, als er den Kameraden plötzlich eintreten sah. Er nickte auf dessen Gruß mit dem Kopfe und streckte ihm die Hand entgegen, schaute aber nicht eher von der ihn interessirenden Lektüre auf, bis er den Satz zu Ende gelesen hatte.

„Kapital und Arbeit," las Herr von Biel, der sich in einen Sessel geworfen hatte, den Titel einer auf dem Tische liegenden Broschüre. „Kapital — hahaha — du beschäftigst dich neuerdings mit solchen Sachen, Arthur? Unsere Gedanken begegnen sich da in demselben Wort."

Dernburg klappte sein Buch zu und reichte noch einmal mit einer Entschuldigung dem Freunde die Hand. Dabei sah er, daß dessen Gesicht die Spuren peinlicher Erregung trug und daß die angenommene Heiterkeit eine gezwungene war.

„Du hast Unannehmlichkeiten gehabt, Egon! Dienstlicher Art?"

Baron von Biel schüttelte den Kopf und rückte näher zu Dernburg heran.

„Es ist mir lieb, daß ich dich allein treffe, Arthur," sagte er hastig. „Ich habe gestern mit einem Pech gespielt, wie noch nie im Leben, ich sitze darin bis über die Ohren. Kannst du mir helfen?"

Herr von Dernburg machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Das verdammte Spiel!" sagte er. „Du kennst ja meine Situation, Egon. Ich fange endlich an, solid zu werden, aber gespart habe ich noch nichts. Ich wüßte im Augenblick nicht einmal mehr jemanden, der mir borgen würde, nachdem ich mich eben erst für die nächsten Monate sanirt habe."

Baron von Biel zwang sich zu einem verlegenen Lachen.

„Ich dachte selbstverständlich nicht, daß du selbst in der Lage sein würdest, Arthur," sagte er. „Nur

um deine Unterschrift wollte ich dich bitten. Einen Juden, der das Geld unter dieser Bedingung borgt, kenne ich.“

„Nun, wenn du noch einen Juden gefunden hast, der auf meine Unterschrift dir das Geld borgen will, kann die Summe ja so höch nicht sein,“ meinte Herr von Dernburg. „Wer ist denn dieser Vertrauensselige?“

„Du kennst vielleicht auch den Rosenthal, der an der Friedrichstraßenecke stand und nach alten Kleidern fragte,“ erzählte Baron von Biel. „Er war seit Jahren der Abnehmer meiner abgetragenen Garderobe, er wird dein Kunde wohl auch gewesen sein. Schon häufig hatte er mir mit kleineren Summen ausgeholfen, von denen er freilich stets behauptete, er müsse sie selbst zu hohen Prozenten aufnehmen. Man kennt ja die Kniffe, um uns das Geld zu vertheuern. Nachdem ich heute morgen vergeblich alles abgelaufen, um Geld aufzutreiben, fiel mir Rosenthal ein. Er stand nicht mehr an der gewohnten Ecke, und keiner von seinen Glaubensgenossen wollte im Stande sein, mir Auskunft zu geben, wo ich ihn treffen könne, aber jeder behauptete, bessere Preise zu zahlen, als Rosenthal. Ich hatte schließlich einen Schwarm von polnischen Juden um mich her, so daß

ich, selbstverständlich auf dieser delikaten Tour in Civil, Aufsehen zu erregen begann. Eben will ich in eine Droschke springen, um der Verfolgung zu entfliehen, als ich den Gesuchten ankommen sehe. Ihn in das Vehikel schieben, mich zu ihm setzen und dem Kutscher zurufen, schnell zu fahren, gleichgültig wohin, war das Werk eines Augenblickes. Erst als das Gezabbere der zurückbleibenden Hausirer verklungen, gewann ich Zeit, mich über Rosenthals verändertes Aussehen zu wundern. An seine frühere schäbige Hülle erinnerte nur noch er selbst, — ganz derselbe mit dem gekrümmten Rücken, dem vorgestreckten Halse, den schmutzigen Fingern und den rothumränderten Augen. Aber seine Toilette, Rock, Weste, Beinkleid, Doppeluhrkette, ich sage dir, Arthur, alles nach der neuesten Mode. Nun, du wirst ja sehen, er wird gleich hier sein. Ich habe mir nämlich erlaubt, lieber Freund, ihm zu sagen, daß er hierher nachkommen solle, damit wir hier gleich den Wechsel schreiben können. Ich brauche das Geld wirklich heute noch."

„Ich kann mir's wohl denken, nämlich, daß du das Geld heute noch haben mußt," meinte Herr von Dernburg. „Woher die Veränderung mit Rosenthal, darüber fehlt mir allerdings jede Vermuthung. Vielleicht hat er geerbt."

„Er sagte, er sei bei Jakob Reichenstein im Geschäft,“ warf Baron von Biel hin.

Dernburg zuckte zusammen.

„Bei Reichenstein? So wird auch Reichenstein der Geldgeber sein. Das wäre mir sehr unangenehm.“

Herr von Biel hatte nur noch Zeit, beruhigend zu sagen: „Geld ist Geld,“ ohne sich nach dem Grunde von Dernburgs Aversion zu erkundigen. Dann meldete der Bursche Herrn Rosenthal, und dieser selbst schlüpfte an ihm vorbei in das Zimmer.

„Ich werde erwartet, meine Herren, nicht wahr, ich werde erwartet?“ sagte er, sich fortwährend tief verneigend. „Ich hab's dem Menschen schon draußen gesagt“ — dabei deutete er mit dem Daumen über die Schulter nach der Thür, hinter welcher der Bursche wieder verschwunden war — „ich hab's dem Menschen schon draußen gesagt, daß es nicht nöthig wäre, mich anzumelden, weil die Herren mich erwarten. Der Herr Baron von Biel hat wohl schon gesagt, was es zu machen gilt für ein Geschäft —“

„Es ist alles erledigt, Herr Rosenthal,“ fiel ihm der Baron ins Wort. „Sie haben hoffentlich das Papier mitgebracht; Herr von Dernburg hat mir seine Unterschrift zugesagt.“

„Sagt' ich's Ihnen doch gleich, daß er's Ihnen nicht abschlagen würde, Herr Baron," murmelte Rosenthal, während er in einer schmutzigen, umfangreichen Brieftasche nach einem Wechselformular suchte, dasselbe auf den Tisch ausbreitete und einen Stuhl in bequeme Nähe schob. „Der Herr von Dernburg ist ein Kavalier, und einer, der Kredit hat, obenein. Und warum sollt' er auch dem Herrn Baron von Biel nicht geben seine Unterschrift? Würd' ich's doch selber thun, wenn ich wüßte, es nützte was da, wo ich das Geld holen geh!"

Lieutenant von Dernburg zuckte ungeduldig die Achseln, er zählte die Sekunden, die der Mensch sich in seinem Zimmer aufhielt.

„Lassen Sie es gut sein, Rosenthal," sagte er endlich. „Ich werde ja wohl meine Unterschrift geben können, ohne von Ihnen deshalb kritisirt zu werden."

Dernburg ergriff die Feder und setzte seinen Namen unter das Papier: „So, Egon; hoffentlich kommst du heute noch zu Geld."

Baron von Biel nahm den Wechsel, bedankte sich bei dem Freunde und entschuldigte sich zugleich, daß er sobald wieder gehe. Er wolle Rosenthal begleiten, um das Geld gleich zu erheben.

Dernburg war es nicht unlieb, daß beide gingen

und er allein blieb. Der Name des Bankier Reichenstein hatte ihn schlechter Laune gemacht; wenn wirklich dieser das Geld gab — daß Rosenthal selbst der Darleiher, daran war nicht zu denken —, es wäre ihm peinlich gewesen, gerade diesem Menschen verpflichtet zu sein. Und wenn er selbst auch von dem Gelde keinen Pfennig für sich in Anspruch nahm, so würde doch Reichenstein nicht daran glauben oder sich den Anschein geben, als glaube er nicht daran, und bei der nächsten Begegnung ihn um so kordialer behandeln.

Dann fiel ihm seine eigne Lage ein. Er war wirklich solide geworden — seit jenem Morgen, an dem er auf dem Belle-Allianceplatz das Oeffnen des Café Riedel hatte abwarten wollen. Das mochte ganze vierzehn Tage her sein, eine lange Zeit im Vergleich zu der sonstigen Dauerhaftigkeit seiner lobenswerten Vorsätze. Aber dieser großen Umkehr — er wunderte sich selbst, daß sie so gründlich — war auch eine große Einkehr vorangegangen. An jenem Morgen hatte er die große Bilanz gezogen, veranlaßt durch die Spielverluste der Nacht, für die er Deckung schaffen mußte. Das waren fünftausend Thaler gewesen; sein Bankier — einer von den Offiziersbankiers, die mit achtzig Prozent arbeiten

trotz des Wuchergesetzes — hatte ihm die fünftausend Thaler mit Vergnügen gegeben, dazu jedoch bemerkt, daß der Gesamtbetrag der in seinem Arnheim befindlichen und von Herrn von Dernburg ausgestellten Wechsel sich jetzt auf zweiundzwanzigtausend Thaler belaufe. Das war eine bedeutende Summe; wenn Dernburg dazu noch die kleineren Posten zählte, die Schneiderrechnung, das Konto bei dem Pferdejuden, in der Wagenfabrik, die ganz kleinen Forderungen der Handwerker, so waren fünfundzwanzigtausend Thaler nicht im Stande, ihn schuldenfrei zu machen. — Und jetzt fiel ihm ein, daß er weder gefragt noch nachgesehen, wie hoch der Wechsel des Barons von Biel gewesen. Es war doch möglich, daß er auch für den aufkommen mußte. Wenn Biel ein Unglück passierte — es war doch immerhin möglich; aber dann war ja der alte Baron, der das schöne Nachbargut von Liebenwalde besaß, allerdings eine Menge Kinder hatte und auf ziemlich großem Fuße lebte — die Schulden seines Sohnes würde er doch bezahlen. Darüber beruhigte sich Dernburg wieder — aber seine eignen Verbindlichkeiten, die doch in nächster Zeit getilgt werden mußten, die er doch nicht weiter und weiter ins Ungeheuerliche anwachsen lassen konnte!

Er hatte sich vorgenommen, sich einzuschränken. Zwei seiner Pferde und die Wagen konnte er ganz gut abschaffen. Sein alter Vater hatte ganz recht, daß er sich darüber wunderte, wozu ein junger, unverheiratheter Offizier sich Equipage halte; zu seiner Zeit sei das nicht Mode gewesen. Früher hatte Dernburg gemeint, das sei vierzig Jahre her, und die Zeiten hätten sich geändert; jetzt gab er dem Vater recht. Solch ein Wagen war wirklich ein Luxus, den man entbehren konnte, und wenn er die Wagenpferde verkaufte, sich vom Spieltisch fern hielt und sich sonst ein wenig einschränkte, würde er gerade mit seiner Zulage auskommen. — Aber er mußte nicht nur auskommen, er mußte auch fünfundzwanzigtausend Thaler bezahlen, weil er so und so viel Jahre nicht ausgekommen war. Woher sie nehmen? Das Einfachste war, dem Vater zu beichten. Dernburg war der Eltern einziges Kind — der Vater würde bezahlt haben, und wenn es ihn den letzten Pfennig gekostet hätte. Aber es wäre ein großer Schmerz für ihn gewesen, den Sohn auf Abwegen zu ertappen — das wußte Dernburg. Ob es nicht ganz gut wäre, sein Glück noch ein einziges Mal am Spieltisch zu versuchen — der junge Offizier wies den Gedanken, der wie der Versucher an ihn trat, von sich; er

hatte sich selbst sein Wort gegeben, keine Karte mehr anzurühren, und sein Wort wollte er halten. Oder wenn er suchte, eine reiche Partie zu machen? Es wäre ihm nicht schwerer geworden, wie vielen seiner Kameraden. Aber es widerstrebte ihm, ein Weib zu nehmen, das er nicht liebte, und das nur deshalb mit ihm an den Altar trat, um seinen Namen und seine Stellung mit ihm zu theilen. So blieb ihm wirklich nichts übrig, als dem Vater eine Beichte abzulegen. Ihm wurde ganz heiß bei dem Gedanken, und er ging unruhig im Zimmer auf und ab. Aber es mußte sein; er wollte einige Tage Urlaub nehmen, in Liebenwalde mußte sich dann Gelegenheit finden, den Vater allmählich vorzubereiten und schließlich mit der ganzen Wahrheit hervorzutreten.

Herr von Dernburg setzte sich an den Schreibtisch, um nach Hause zu berichten, daß er möglicherweise bald auf einige Tage zum Besuch kommen werde. Er wollte sich nach einmal gefaßtem Entschluß jede Rückzugsbrücke abbrechen. Dabei fiel ihm ein, daß er von dem Zusammentreffen mit dem Grafen Romstedt noch gar nichts mitgetheilt hatte. Er schrieb ausführlich über die Begegnung, weil er wußte, daß die Eltern sich dafür interessiren würden, erwähnte auch, daß er nach mehreren Tagen dem Grafen im

Hotel Kaiserhof einen Besuch abgestattet, ihn aber nicht zu Hause getroffen habe. Der Portier habe nicht gewußt, wohin und auf wie lange er verreist sei.

Er klingelte dem Burschen, den Brief zur Post zu tragen und einen Civilanzug zurecht zu legen. Dernburg ging jetzt Abends immer in Civil aus. Dann frequentirte er den Belle-Allianceplatz, auf dem er förmlich Station machte, während er in Uniform denselben nur im äußersten Nothfall passirte. Er machte sich selbst kein Hehl daraus, daß er seinen kaffeespendenden Gastfreund wieder zu treffen hoffte. Weil derselbe das Thema der sozialen Frage in ihm angeregt, dem er mit so dauerndem Interesse anhing, daß er sich ganze Stöße von darauf bezüglichen Broschüren hatte kommen lassen, meinte er. Und er brachte der Lektüre wirkliches Interesse entgegen, das ist wahr. Aber ab und zu tauchte aus den Seiten doch auch ein reizendes Mädchengesicht auf, und Dernburg fragte sich, ob er denn Wilberg allein begegnen müsse, ob es denn nicht möglich sei, ihn zu treffen, wenn er gerade seine Prachtschwester spazieren führe.

Bis jetzt hatte er allerdings weder Wilberg noch seine Schwester getroffen. Aber er ließ sich die Wege nicht verdrießen, um so weniger, da es

gut mit seinen Vorsätzen von Solidität harmonirte, wenn er den Abend mit einem Straßenbummel ausfüllte und ihn in einem jener Volksgärten, wo er Wilbergs vermuthen zu dürfen glaubte, mit einem billigen Abendbrot beschloß. So lernte er in „Kellers Hofjäger" in der Hasenhaide, auf Tivoli, im „Schwarzen Adler" in Schöneberg und den anderen vielbesuchten Lokalen eine neue Seite des Berliner Weltstadtlebens kennen, die ihn in seinem Studium der sozialen Frage wesentlich unterstützte.

Auch heute führte ihn sein Weg zuerst über den Belle-Allianceplatz. Mehrere Male schritt er über den breiten Mittelweg, sah den Kindern zu, die mit nackten Beinen in dem Wasser des Bassins plätscherten oder in den Sandhaufen ihre Backöfen bauten, überzeugte sich, daß dieselben Kindermädchen auf denselben Plätzen derselben Bänke saßen wie allabendlich, schaute einige Dutzend Male nach dem großen modernen Hause hinüber, dessen Nummer er sich wohl gemerkt hatte, und gab endlich in der berechtigten Befürchtung, daß einige der Kindermädchen seine Anwesenheit ihrer Anziehungskraft zuschreiben würden, sein Warten auf und wanderte langsam die Belle-Alliancestraße hinauf dem Kreuzberg zu.

Eigentlich wollte er von dort aus die Sonne

untergehen sehen — ein Schauspiel, dem wahrscheinlich sehr viele Berliner beiwohnen würden, wenn es nur gegen Entree zu haben wäre. Unter den Akazien in „Pfeiffers Salon," einem Gartenlokal an der Ecke der Kreuzberg- und Lichterfelderstraße, entwickelte sich bei Weißbier und Strippe so urwüchsiges Berliner Leben, daß Dernburg sich veranlaßt sah, einzutreten. Im Hintergrunde bullerten die Kegel, an den Verkaufsbuden klapperten die Würfel, die Drehorgel des Karoussels machte einen Heidenlärm, und zwischen den grünangestrichenen, mit Männern und Frauen besetzten Tischen tummelte sich die sämtliche Kinderschaar der versammelten „Herren Eltern."

Als Dernburg noch stehend sich nach einem Platze umschaute, der ihn nicht vollständig der Gefahr, zertreten zu werden, aussetzte, sah er die Gartenthüre zum Saale aufstehen und hörte von dort einzelne Schlagworte einer fulminanten Rede. Er trat näher, erlegte am Eingange einen Nickel Entree und erhielt dafür die Erlaubniß, auf der Schwelle stehen bleiben zu dürfen. Weiter hineinzugehen wäre unmöglich gewesen vor Menschen, Staub, Hitze, Cigarrendampf und einem penetranten Geruch, dessen Hauptingredienzien der Rauch schlechten Tabaks und der Alkohol verschütteten und abgestandenen Bieres zu sein schienen.

Aber das Schauspiel war interessant genug, ihn trotzdem zu fesseln.

Ein Schulkatheder — das Lokal diente Morgens als Kindergarten, Sonntags als Betraum für irgend eine religiöse Sekte, Abends als Versammlungslokal für Vereine jeder Richtung — ein Schulkatheder bildete die Rednertribüne, daneben der Vorstandstisch. Auf dem letzteren standen eine tüchtige Anzahl voller, halbvoller und geleerter Biergläser, auf der Rednertribüne dagegen nur ein Glas und eine halbausgeschenkte Flasche Selterwasser. Das sieht gebildeter aus, und der Redner verschmäht solche äußerlichen Mittel nicht, um auf die Massen zu wirken. Ob er überzeugt ist von dem, was er sagt, ist fraglich; jedenfalls versteht er selbst nicht, was er vorbringt, denn es sind Phrasen, volltönend, zusammenhangslos, Schlagworte, die das Eigenthum perhorreszieren, mystische Prophezeiungen von einer Zeit, in der die Arbeit aus der Welt geschafft und der Lohn verdoppelt sein wird. Aber dieser Unsinn, mit einer scharfen, trompetenartigen Stimme hinausgeschrieen in diese verpestete Atmosphäre, die an sich schon berauschend wirkt, verfehlt nicht seinen Eindruck auf die zusammengekeilte, lauschende Masse. In Todtenstille, mit stieren Augen, vollständig fanatisirt lauschen diese

Greise, Männer und Jünglinge dem Propheten der neuen Zeit, dem Verkünder des Sieges der Sozialdemokratie, nur ab und zu tönt ein „Bravo“ vom Vorstandstisch, ein „Hört! Hört!“ aus der Mitte der Menge.

Jedesmal, wenn der Redner eine seiner langen Perioden beendet, was weniger an dem Abschluß des Gedankens, als an dem Forciren des Organs und dem Aneinanderreihen besonders kräftiger „Schlager“ kenntlich, beginnt vom Vorstandstisch ein Applaus, der ansteckend auf die Menge wirkt, — das giebt dann ein Händeklatschen, ein Trampeln mit den Füßen, ein Bravogebrüll, vor dem die Decke des Saales zittert und die wenigen Gasflammen zu erlöschen drohen.

Dernburg prägte sich die interessante Szenerie ein; das hellbeleuchtete Gesicht des Redners, feine, leidende Züge, von einem röthlichen Vollbart umrahmt, mit den glühenden Augen des Fanatikers. Am Vorstandstisch Personen, denen das Bewußtsein ihrer Würde und Superiorität trotz aller „Freiheit“ und „Gleichheit“ deutlich auf dem Gesicht geschrieben stand. Unter den Zuhörern die verschiedensten Intelligenzen deutlich erkennbar, — Leute, die dumpf, schon von der Wirkung des Alkohols übermannt,

vor sich hinstarrten und nur aus ihrer Lethargie erwachten, um in das allgemeine Beifallsgeheul mit einzustimmen. Andere wieder, welche augenscheinlich die Gedanken anstrengten, um dem Redner zu folgen, die selbst eine Meinung hatten und kontrolliren wollten, ob sie mit der des Redners übereinstimme. Wieder andere, die mit vorgebeugtem Oberkörper, mit geballter Faust und mit fiebernden Augen jedes Wort in sich aufnahmen wie eine Brandbombe. Und dort in der Ecke — Dernburg schaute genauer hin, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht täusche — wahrhaftig, dort in der Ecke, der dunkle Krauskopf mit dem kleinen in die Höhe gedrehten Schnurrbart, das war Wilberg.

Er schaute aufmerksam nach der Rednertribüne und schien gespannt zuzuhören. Aber seine Lippen umspielte ein sarkastisches Lächeln, — ein Gläubiger in dieser Gemeinde war er nicht. Nun sah Dernburg, wie sich Wilbergs Lippen kurz bewegten, gleich darauf erscholl aus jener Ecke ein Murren, das Ruhe begehrte, — Wilberg mußte wohl durch einen Zwischenruf sich das Mißfallen der Menge zugezogen haben. Das wiederholte sich einige Male, die Unruhe theilte sich der Versammlung mit, giftige Blicke wurden auf Wilberg geschleudert, vereinzelte, aber sehr ver-

ständliche Rufe: „Raus!“ ertönten. Wilberg schien den Sturm, der gegen ihn im Anzuge war, nicht zu bemerken; er lauschte auf die Worte des Redners, der sein Thema so weit gebracht hatte, jetzt auseinanderzusetzen, auf welchem Wege die allein seligmachende Sozialdemokratie ihren Einzug halten werde:

„Zu den Waffen greifen werden die Besitzlosen, sie werden sich sammeln um die rothe Fahne, und vor dem Kolonnenschritt der Arbeiterbataillone —“

Aus der Ecke, in welcher Wilberg stand, wurde die Phrase plötzlich unterbrochen. „Das ist ja Unsinn!“ rief Wilbergs klare Stimme.

Der Redner hielt erstaunt inne; einen Augenblick lagerte Todtenstille über der Versammlung. Dann brach ein Höllenlärm los, ein Geheul, Johlen, Pfeifen, Schreien, in dem das Läuten der Präsidentenglocke unhörbar verloren ging, zwanzig Fäuste packten Wilberg an und stießen, schoben und hoben ihn der Thüre zu.

Dernburg wäre dem Bedrängten gerne zu Hilfe geeilt, aber er hätte nichts nützen können, selbst wenn es ihm gelungen wäre, sich durch die lebendige Mauer, welche jenen umgab, durchzuarbeiten. Er konnte Wilberg nur vor einem unsanften Sturz bewahren, als die Vertreter der „Freiheit, Gleichheit und Brüder-

lichkeit“ ihn über die Treppe, welche aus dem Saal in den Garten führte, mit unsanften Fäusten hinausbeförderten.

Wilberg hob seinen Hut auf, der ihm unter gleichen Gefahren nachgeeilt war, reichte Dernburg, ohne viel Ueberraschung zu zeigen, die Hand, lachte vergnügt und sagte: „Sehen Sie, das kommt davon, wenn man die Wahrheit sagt.“

Dernburg half ihm die Wand abzuklopfen, welche an seinen Schultern sitzen geblieben war.

„Die Sache konnte gefährlicher werden,“ sagte er.

„So, also Sie haben es mitangesehen, sind nicht zufällig erst gekommen, um mich hier vor dem Genickbruch zu bewahren. Ich danke Ihnen herzlich,“ meinte Wilberg, der den ganzen Vorgang mit einer Heiterkeit aufnahm, die Herrn von Dernburg außerordentlich gefiel. „Was muß ich übrigens auch die Nase da hineinstecken, wenn meine Braut hier draußen sitzt.“

„Ihre Braut?“ fragte Dernburg erstaunt.

„Ja, meine Braut; es war schon damals im Werke, als wir uns kennen lernten,“ erwiderte Wilberg. Er zeigte auf ein Mädchen in ziemlich auffallender Toilette, das jetzt mit allen Zeichen des Erschreckens auf sie zueilte. „Das ist sie.“

Wilberg beschwichtigte das Mädchen und machte es dann mit Dernburg bekannt, indem er diesen zugleich einlud, sich zu ihnen zu setzen. Dernburg nahm die Einladung in der stillen Hoffnung an, Wilbergs Schwester werde auch zugegen sein. Er fand sich darin getäuscht. Der erste ungünstige Eindruck, den er von Wilbergs Braut empfangen hatte, verstärkte sich immer mehr. In dem schönen brünetten Gesicht funkelten ein paar zu begehrliche Augen, in ihrem Anzuge machte sich zu auffallend das Bestreben bemerkbar, gesehen zu werden, und Dernburg glaubte zu fühlen, daß sie, trotzdem er sie nicht auszeichnete, sich viel mehr mit ihm beschäftigte als mit ihrem Bräutigam.

Herr von Dernburg fand es keineswegs behaglich und rüstete sich zu baldigem Aufbruch, als Wilberg ihn auf eine leise geflüsterte Bemerkung seiner Braut fragte, ob er ihm nicht eine Bitte erfüllen wolle. Auf Dernburgs freundliche Bejahung erzählte nun Wilberg, daß die Raupachsche Offizin am nächsten Sonntag ihr Stiftungsfest mit einer Landpartie begehe. Er selbst sei ja nun verlobt und habe mit seiner Braut zu thun, die Kollegen pflegten sich auch genug an Damen mitzubringen, da fürchte er, seine Schwester, die die Partie mitmache, werde ziemlich

einsam sein und sich langweilen. Ob er Dernburg einladen dürfe, seine Schwester auf der Partie zu begleiten?

Dernburg glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen; das war ein Glückszufall, den er nicht zu hoffen gewagt hatte. Selbstverständlich sagte er zu und nahm von Wilberg die nöthigen Informationen über die Partie entgegen, ehe er sich empfahl.

V.

Jakob Reichenstein war in seinem Privatkontor der Internationalen Hauptbank mit der Lektüre des Kurszettels beschäftigt, als ihm ein Diener die Karte des Grafen Romstedt brachte. Sofort erhob sich der Bankier, öffnete eine kleine Tapetenthüre und schritt eilfertig über einen schmalen Korridor, der das Empfangszimmer mit dem Privatkontor verband, und über den alle jene Besucher des Herrn Reichenstein ihren Zugang nahmen, die sich nicht dem Centralfeuer der Blicke des ganzen Geschäftspersonals aussetzen mochten. Der Bankier begrüßte den Grafen mit der ihm eignen Zuvorkommenheit und geleitete ihn dann auf diesem geheimen Wege in sein Privatzimmer, ihn in einen Sessel nöthigend.

„Herr Graf haben lange nichts von sich hören lassen," sagte er und konnte eine nervöse Spannung, die sich in dem Vibriren seiner Stimme bemerkbar machte, nicht unterdrücken. „Sie waren verreist, wenn ich recht unterrichtet bin?"

Graf Romstedt zog die Handschuhe aus, warf sie in den Hut und strich sich mit den weißen, schmalen Händen über das noch volle Kopfhaar und den üppigen Henriquatre.

„Ich komme von Ihren Petroleumterrains," sagte er dann ruhig. „Sie waren so freundlich gewesen, Herr Reichenstein, mir Ihre Begleitung anzubieten; ich mußte dieselbe ablehnen, weil ich unbeeinflußt meine Meinung bilden wollte. Wo meine Laienerfahrungen nicht ausreichten, unterstützten mich die Kenntnisse zweier bewährter Ingenieure."

Graf Romstedt machte eine kurze Pause.

„Und Sie haben sich von dem Vorhandensein des Petroleums überzeugt?" fragte Reichenstein hastig.

Der Graf lächelte.

„Das würde ein Kind sehen, und ein Blinder würde es riechen. Aber die Qualität ist derartig, daß es wohl als Schmieröl, aber nicht als Brennöl Verwendung finden kann, und die Quantität ist so gering, daß sie die Betriebskosten nicht decken wird."

Reichenstein ging heftig gestikulirend auf dem dicken Teppich des Zimmers auf und nieder und blieb dann vor dem Grafen stehen.

„Was sagen Sie aber, Herr Graf, wenn ich Ihnen die Gutachten sämtlicher deutscher Autoritäten vorlege —"

Graf Romstedt unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Lassen Sie es gut sein, Herr Reichenstein. Wenn ich nach Gutachten hätte verfahren wollen, hätte ich die keineswegs angenehme Reise mir ersparen können. Ich kam nur hierher, um Ihnen mitzutheilen, daß die Pennsylvania-Oel-Kompagnie Ihre Offerte, sich mit Kapitalien an der Erschließung dieser Oelquellen zu beteiligen, ablehnt, und zwar weil sie überzeugt ist, daß die in diesem Unternehmen angelegten Kapitalien verloren sein werden, und weil die Qualität des deutschen Erdöls eine Konkurrenz mit dem der Pennsylvania-Oel-Kompagnie vollständig ausschließt."

Die Ruhe des Grafen kontrastirte auffallend mit der Aufregung Reichensteins, der einen so absoluten Refus nicht erwartet hatte. Damit war einer seiner Lieblingspläne gescheitert. Er hatte es sich so hübsch gedacht, für Millionen deutschen Geldes, die in amerikanischen Eisenbahnen und anderen Unternehmungen verloren worden, auch einmal einige Millionen amerikanischen Geldes in deutschen

Petroleumspekulationen verschwinden zu lassen. Das heißt, nicht eigentlich diese Revanche-Idee hatte ihn dazu veranlaßt, der Pennsylvania-Oel-Kompagnie Vorschläge auf Betheiligung zu machen, sondern die Ueberlegung, daß Geld in Deutschland für so weitausschauende Spekulationen augenblicklich schwer zu haben sein werde, und daß, wenn wirklich die Petroleumspekulation glückte, der Pennsylvania-Kompagnie damit ein bedeutendes Absatzfeld entzogen wurde, sie mithin ein Interesse hatte, sich zu betheiligen. Er hatte nicht geglaubt, daß die amerikanische Gesellschaft eigne Erkundigungen einziehen würde, sondern mit Bestimmtheit erwartet, daß seine glänzende Schilderung der Situation, unterstützt von den Beglaubigungen mehrerer Autoritäten, ihren Zweck erreichen würde. —

Nur mühsam vermochte Reichenstein seine Enttäuschung unter einer geheuchelten Liebenswürdigkeit zu verbergen. Er wußte sehr wohl, daß Graf Romstedt unbeschränkte Vollmacht hatte, daß es also für ihn keine Aussicht mehr gab, von dieser Seite in seinen Plänen unterstützt zu werden.

Graf Romstedt erhob sich, um zu gehen, und Reichenstein machte keine Anstalten, ihn zurückzuhalten — er hatte ja nichts von ihm zu erwarten.

„Ich wünsche aufrichtig, Herr Graf,“ sagte er

sich tief verneigend, „daß Sie Ihren Entschluß nicht bereuen mögen, auch wenn das deutsche Petroleum das amerikanische verdrängt haben wird.“

Graf Romstedt lächelte.

„Ich glaube nicht daran. Jedenfalls bleibe ich noch einige Monate hier; ich werde ja dann Gelegenheit haben, den Erfolg Ihrer Bemühungen zu beobachten.“

Damit trennten sich die Beiden.

Reichenstein war zu Muth, wie einem Feldherrn vor einer Entscheidungsschlacht. Assessor Lockmann, sein Privatrechtsbeistand, den er zu Rathe zog, wo es sich darum handelte, bei finanziellen Transaktionen das Zuchthaus nur mit dem Rockärmel zu streifen, Lockmann hatte es ihm vorhergesagt, die Amerikaner würden zu schlau sein, um sich zu betheiligen. Wenn Reichenstein nur mehr Zutrauen in die Vertrauensseligkeit des deutschen Publikums gehabt hätte, würde er Lockmann auch recht gegeben haben. Nun handelte es sich darum, das ganze Unternehmen möglichst geschickt in Szene zu setzen.

An Vorarbeiten hatte man es nicht fehlen lassen. In allen Zeitungen waren die Petroleumfunde in der Lüneburger Haide als etwas ganz Neues, ganz Außerordentliches behandelt worden. Der

Litterat Vogel hatte ein Heidengeld verdient mit seinen Notizen und Feuilletons, von denen die ersteren im Privatkontor Reichensteins unter dem Beistande Lockmanns mit Rücksicht auf ihren Zweck zusammengestellt, die anderen aus allen möglichen Fachwerken eigenhändig von ihm herausgeschnitten wurden. Sie handelten alle über die Lüneburger Haide, über Petroleumbohrapparate, über die Unsittlichkeit der amerikanischen Börsenspekulation in Petroleum, über die brillanten Eigenschaften des Lüneburger Rohproduktes und verwandte Themen. Außer dem Honorar, das Vogel den Zeitungen abnahm, mußte Reichenstein natürlich auch noch jede Zeile bezahlen; es war ja alles in seinem Interesse geschrieben.

Des Publikums hatte sich wirklich eine gewisse Erregung bemächtigt; ob dieselbe dem Reichensteinschen Unternehmen gerade günstig, mochte zweifelhaft bleiben. Die meisten waren denn doch der Ansicht, es sei nicht gut möglich, daß ein solcher Riesenreichthum bis in die neueste Zeit unentdeckt und ungehoben in deutschen Landen gelegen habe. Die Lüneburger Haide sei doch keine menschenleere Wüste, sondern ein ganz interessanter, wenn auch schwach bevölkerter Landstrich, der seiner Eigenart wegen sogar manch=

mal von gescheiten Leuten aufgesucht werde, die geschäftlich dort gar nichts zu thun hätten. Optimisten meinten dagegen, in Deutschland könne es schon vorkommen, daß solche Schätze Jahrhundertelang unbehelligt blieben, bis plötzlich ein intelligenter Kopf das Ei mit einem Stoß auf die Spitze stelle.

Wer war denn eigentlich der große Ingenieur gewesen, der plötzlich das Petroleum in der Lüneburger Haide entdeckt hatte? Merkwürdig, wo sonst Erfinder und Entdecker mit ihren Namen nicht Versteck zu spielen pflegen, hier forschte man vergeblich nach dem Manne, dem doch ein Denkmal gebührte. Das machte viele wieder stutzig. Andere aber sprachen von Verstaatlichung der deutschen Petroleumproduktion; man dürfe einen solchen unabsehbaren Gewinn nicht in privaten Händen lassen.

Reichenstein selbst hatte sich bisher vollständig im Hintergrunde gehalten, sein Name war in der Oeffentlichkeit im Zusammenhange mit den Petroleumfunden nicht genannt worden. Er sah wohl ein, daß sein Name seinen Plänen nicht förderlich sein werde; mußte er doch mit demselben hervorkommen, so sollte es wenigstens überraschend und nicht eher als nothwendig geschehen.

Jetzt war dieser Augenblick gekommen, Reichen-

stein konnte erproben, wie weit er mit seiner, die höchsten Dividenden zahlenden „Internationalen Hauptbank“ sein Renommee gefestigt und seine geschäftliche Position gesichert hatte. Er entwickelte mit seinem Generalstab Lockmann und Vogel eine fieberhafte Thätigkeit, und über Nacht wurde das große Unternehmen geboren, — am nächsten Morgen enthielten jede Zeitung der Residenz und die hauptsächlichsten der Provinz ein Inserat über die ganze letzte Seite, in dem die „Internationale Hauptbank“ zu Zeichnungen aufforderte für die neueste der Gründungen, für die „Deutsche Petroleumgesellschaft.“

Mit einem Ah! des Staunens und der Erleichterung begrüßte der Philister bei seinem Morgenkaffee die große Neuigkeit.

VI.

„Rendezvous für die Kremser um neun Uhr Morgens am Königsplatz," hatte Wilberg Herrn von Dernburg gesagt. „Wenn Sie wollen, können Sie ja mit uns zusammen den Weg dahin machen, wir gehen um halb neun fort."

Schon fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit promenirte Herr von Dernburg, einen leichten Strohhut auf dem Kopfe, den Sommerpaletot über dem Arme, vor dem bekannten Hause am Belle-Allianceplatz auf und ab. Der Tag versprach einer jener sonnenhellen Julitage zu werden, welche Berlin halb entvölkern und Hunderttausende der Bewohner vor die Thore und in die Umgebung locken. An dem tiefen Blau des Himmels zogen nur wenige weiße Morgenwolken, und die Sonne brannte schon jetzt empfindlich warm. Die Auswanderung ins Freie war auch trotz der frühen Morgenstunde schon eine ziemlich lebhafte; ganze Familien, den Tages-

proviant und den jüngsten Sprossen im Kinderwagen mit sich führend, einzelne Pärchen und abenteuerlustige Einsiedler passirten ununterbrochen den Belle-Allianceplatz, der, frisch gemäht und frisch gesprengt, sich wie die Menschen heute in ein Festtagsgewand gehüllt hatte.

Dernburg sah dem Kommenden mit einiger Spannung entgegen. Eigentlich war es eine tolle Idee, sich einen ganzen Tag an eine Gesellschaft zu ketten, in der es entweder langweilig oder roh zugehen würde, wie Dernburg glaubte, und das eines hübschen Mädchengesichtes wegen, das er einmal gesehen. Seine Wilberg gegebene Zusage war ihm auch mehrmals leid geworden, und er würde sie unter irgend einem Vorwande rückgängig gemacht haben, wenn ihn der Zufall noch einmal mit ihm zusammengeführt hätte. Ohne Entschuldigung fortbleiben wollte er nicht, dazu nahm er es mit Versprechungen zu ernst. Zu Wilbergs hinaufgehen und eine Nothlüge vorbringen, daß er am Sonntag nicht frei sei, hatte er nicht gemocht, weil er fürchtete, statt Wilberg, dem gegenüber er vielleicht, ohne sich zu verrathen, hätte lügen können, nur seine Mutter oder seine Schwester anzutreffen. So wartete er denn mit Herzklopfen, bis Wilbergs auf die Straße traten.

Das eine Mal, wo Herr von Dernburg Else Wilberg gesehen, war es nur ein flüchtiger Augenblick gewesen. Er hatte später, wenn ihm aus seinen volkswirthschaftlichen Broschüren ein hübsches Mädchengesicht in verschwommenen Zügen emporstieg, vergebens gesucht, sich eine deutliche Vorstellung des Antlitzes zu machen; vergebens hatte er überlegt, ob ihr Haar blond oder braun, ihre Augen hell oder dunkel seien. Alles, dessen er sich erinnern konnte, war nur, daß sie das hübscheste Mädchen gewesen, das er gesehen, daß noch niemals eine weibliche Erscheinung einen so sympathischen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Nun trat sie aus dem Hause, und er erkannte sie sofort, trotzdem sie damals im Morgenanzug gewesen und ihm jetzt im Sonntagspromenadenkostüm entgegentrat. Dernburg hatte eine Aversion gegen den Toilettenchic der Berliner Mädchen, die ihrem Geschmack nur Sonntags Konzessionen machen können. Die wundersam geformten Hüte mit dem wallenden Federschmuck, die Sonnenschirme in den auffallenden Farben, die kühn gerafften Tuniken und Polonaisen waren ihm ein Greuel. Und dennoch war er beinahe überrascht, von allen diesen Kennzeichen der Berliner Sonntagsdurchschnittstoilette an Else

Wilberg nicht ein einziges zu finden. Ein schwarzes Capothütchen mit kleinem weißen Federstutz, ein eng die elastische Figur umschließendes schwarzes Kleid mit weißen Rüschen an Hals und Aermeln und ein winziger Lederstiefel, der unter dem Saume des Kleides hervorschaute — eine Dame aus Dernburgs Gesellschaftskreisen hätte sich wohl reicher, aber nicht mit mehr Geschmack kleiden können. Auch Else erkannte ihn sofort; er sah das an ihrem Erröten und wie sie ihn erwartend stehen blieb. Aber es war nichts von ungelenker Befangenheit in ihrem Wesen, während sie seinen Gruß mit einer Neigung des reizenden Köpfchens erwiderte. „Wie eine junge Dame," dachte Dernburg; „wo sie das nur her haben mag."

Wilberg begrüßte ihn mit kräftigem Händedruck, Wilbergs Braut, die sich noch auffallender als neulich kostümirt hatte, mit dem ganzen Raketenfeuerwerk ihrer blitzenden Augen. Der erstere bemerkte ein paar Rosen, die Dernburg in der Hand hielt.

„Sie sind aber ein aufmerksamer Begleiter, Herr Dernburg," sagte er. „Meine Schwester freut sich über nichts mehr, als über Blumen."

Nach dem überraschenden Eindrucke, welchen das junge Mädchen auf ihn gemacht, hatte Dern=

burg gar nicht mehr gewußt, ob er es wagen dürfe, ihr die Blumen anzubieten.

Jetzt reichte er sie ihr, sie nahm sie dankbar an und steckte sie an ihren Gürtel. Darüber war Wilberg mit seiner Braut einige Schritte vorangegangen; Dernburg bot Else seinen Arm, und sie nahm ihn mit derselben Unbefangenheit, wie die Blumen.

Um sich nicht beim Rendezvous zu verspäten, mußten sie die Pferdebahn benutzen. Fräulein Kathinka Meixen, Wilbergs Braut, schien in der ausgelassensten Laune. Sie stürmte auf den Vorderperron, ihren Bräutigam am Aermel nach sich ziehend und Else und Dernburg zuwinkend, die durch den Andrang des Publikums einige Schritte zurück geblieben waren: „Ihr kommt doch auch hierher nach vorn!“

Aber Else setzte sich still in den Wagen.

„Wenn es Ihnen zu voll hier drin ist, Herr Dernburg, bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich; ich stehe zu ungern draußen.“

Aber es war Herrn von Dernburg nicht zu voll. Er war sogar sehr entzückt darüber, daß alle Plätze im Wagen besetzt wurden und er dicht neben Else sitzen mußte, wenn er auch ganz sittsam that und es sich nicht merken ließ.

Er erkundigte sich nach ihrer Mutter; es sei doch hoffentlich nicht ein ernstes Unwohlsein, das sie abhalte, die Partie mitzumachen.

Sie müsse sich schonen, erwiderte ihm das junge Mädchen, denn wenn auch nicht ernstlich krank, so sei sie doch von sehr zarter Konstitution, und dann liebe sie es auch nicht, unter vielen Menschen zu sein. Sie habe wohl viel Schweres im Leben durchzumachen gehabt, und geräuschvoller Lustigkeit gehe sie gern aus dem Wege.

Dernburg hatte sich schon darüber gewundert, wie gewandt sich Wilberg auszudrücken wußte, wenn er auch manchmal ein derbes Wort anwandte, das die Sphäre, in der er lebte, nicht auffällig erscheinen ließ. Else Wilberg sprach, wie Dernburg es in seinen eignen Kreisen von jungen Mädchen, die nicht durch eine Pensionserziehung verbildet waren, zu hören gewohnt war. Er schloß aus ihrer ganzen Art und Weise, die Eltern müßten einst in besseren Verhältnissen gelebt haben, und alles, was die Mutter den Kindern aus jener Zeit zu retten im Stande gewesen, sei eine ihre gegenwärtige materielle Lage überragende Bildung im besten Sinne des Wortes.

Die Verlobung ihres Bruders müsse ja recht

schnell zu Stande gekommen sein, meinte Dernburg zu Else, da Wilberg zur Zeit ihres Bekanntwerdens noch gar nichts davon erwähnt habe.

Else konnte ein flüchtiges Erröthen nicht unterdrücken. Sie fühlte, daß Dernburg durch das auffallende Wesen ihrer künftigen Schwägerin zu der Bemerkung veranlaßt sei, aber sie äußerte weder ein mißbilligendes Wort über die Verlobung, noch über Kathinkas Persönlichkeit.

Frau Meixen sei mit ihrer Tochter im Frühjahr in die über der ihrigen gelegene Wohnung gezogen, und die beiden alleinstehenden Frauen, die aus der Provinz gekommen und in dem großen Berlin ohne alle Bekanntschaft und Verwandtschaft gewesen seien, hätten sich sehr bald an sie angeschlossen. Da habe denn ihr Bruder Kathinka öfter bei ihnen gesehen, schön sei sie ja, und ihrem Bruder sei es nicht zu verdenken, wenn er sich danach sehne, einen eignen Hausstand zu gründen. Aber schmerzlich sei ihr doch die Gewißheit, daß die glückliche Gemeinschaft, in der sie mit Mutter und Bruder bisher gelebt, nun bald ein Ende haben werde.

Dernburg meinte darauf ziemlich trivial, das Heirathen sei ja aller Menschen Schicksal, und auch

Fräulein Else werde sich dem nicht mehr lange entziehen können.

Else lachte unbefangen — den Wechsel des Ausdruckes in dem reizenden Gesicht fand Dernburg entzückend — und erwiderte, junge Mädchen, die kein Vermögen hätten, brauchten heutzutage diesem Schicksal nicht allzubange entgegenzusehen.

Dernburg war ehrlich genug, ihr darin recht zu geben, und sie schaute ihn nach dieser Aufrichtigkeit noch einmal so freundlich an.

Auf dem Königsplatz harrten schon die Kremser, welche die Angestellten der Raupachschen Druckerei in den Grunewald fahren sollten, und von allen Seiten strömten die festlich gekleideten Menschen dem Rendezvousplatz entgegen. Der Inhaber der Druckerei hatte auch in diesem Jahre nicht von der schönen Sitte, seinen Angestellten am Jahrestage der Gründung seines Etablissements ein Fest zu geben, abweichen wollen, trotzdem Alter und Kränklichkeit ihn zu einer Badereise genöthigt hatten, die ihn selbst verhinderte, dem Feste beizuwohnen. Sein alter Faktor Kohlhardt, der einst als Setzerlehrling in die Druckerei eingetreten war und in jahrzehntelangem treuem Ausharren es bis zu seinem jetzigen gut-

dotirten Vertrauensposten gebracht hatte, war mit der Vertretung des Chefs beauftragt worden.

Wilbergs waren ziemlich die letzten, welche auf dem Platze eintrafen. An der Herzlichkeit, mit welcher Wilberg von seinen Kollegen empfangen wurde, erkannte Dernburg, wie beliebt er unter ihnen war, und an dem respektvollen Gruß, welcher seiner Schwester von Männern und Frauen zu Theil wurde, daß sie der vornehmeren Eigenart des jungen Mädchens willig ihren Tribut zollten.

Man hatte den Ankömmlingen ihre Plätze auf dem ersten Kremser reservirt. Während Kathinka Meixen einstieg und in ihrer geräuschvollen Weise mit den Insassen Bekanntschaft machte, eilte Else noch zu den anderen Wagen, die Frauen begrüßend und ihren Lieblingen unter den zahlreich vorhandenen Kindern aus einer mitgebrachten Handtasche Leckerbissen in Gestalt von Bonbons und Konfekt austheilend. Ein reizendes kleines, blondköpfiges und blauäugiges Mädchen brachte sie schließlich von ihrer Wanderung mit zurück. Das Kleine hatte seine Aermchen um ihren Hals geschlungen und wollte sich durchaus nicht mehr von Tante Else trennen. Fräulein Kathinka machte ein böses Gesicht dazu: „Schließlich wird es doch Geschrei geben,

und viel Platz haben wir im Wagen auch nicht übrig.“ Aber Else Wilberg behielt das Kleine auf dem Schoß, trotzdem die anderen Frauen und Mädchen willig zusammenrückten. „Die Mutter hat für fünf in allen Größen außer diesem zu sorgen,“ sagte sie wie entschuldigend zu Dernburg, „da muß man ihr die Last ein wenig abnehmen, sonst würde sie kein Vergnügen von dem Fest haben. Und artig wird mein kleines Pathenkind sein, das hat es mir versprochen.“

Fräulein Kathinka hatte es durch ihre herzlose Bemerkung mit den weiblichen Insassen des Wagens gründlich verdorben. Es waren auch Frauen darunter, die das Jüngste auf dem Schoß und ein älteres neben sich hatten, und sie raunten sich zu, daß das Fräulein mit ihrer aufgebauschten Sommerfahne mehr Platz einnehme als drei andere Personen, und daß die Tonart schon eine andere werden würde, wenn Fräulein Kathinka erst ein paar Jahre Frau Wilberg sei und selbst für ein halbes Dutzend Würmer zu sorgen habe. Kathinka ließ sich indessen durch die bösen Blicke, welche sie trafen, nicht beirren. Sie hatte sich bei den jungen Männern, die im Wagen saßen, schon danach erkundigt, ob draußen auch getanzt werde, und mit ihrer lebhaften

Zunge und ihren lebhaften Augen attackirte sie bald den einen, bald den anderen, ohne daß sie sich durch die mißbilligende Miene ihres Bräutigams einen Zwang auferlegen ließ.

Es war ein hübsches Bild, das der lange Kremserzug, ein Musikwagen vorauf und ein Fouragewagen hinterher, bot, während er die Charlottenburger Chaussee hinunterrollte. Manch' einer der im Thiergarten Promenirenden blieb stehen und schaute den mit Fähnchen und grünem Reisig geschmückten Kremsern nach. Auch Dernburg hatte seine Freude an dem festlichen Zug, den er von seinem Hinterplatz im ersten Wagen bequem übersehen konnte, an den frischen, lachenden Gesichtern, denen er überall begegnete, und an den bunten Farben der Sonntagskleider. Seine anfangs etwas unbehagliche Stimmung, hervorgerufen durch das Gefühl, sich in einer ihm fernstehenden Gesellschaft zu befinden, in die er nur durch das Verschweigen seiner Stellung Zutritt erhalten, wich bald diesem freundlichen Eindruck. Er fühlte heraus, daß niemand sich über sein Erscheinen wunderte, niemand nach seinen persönlichen Verhältnissen fragte — er war als der Bekannte der Geschwister Wilberg allen willkommen. Und dann bot es ihm einen

wahrhaften Genuß, Else Wilberg zu beobachten, wie verständig sie das kleine Mädchen auf ihrem Schoß beschäftigte, freundlich mit den benachbarten Frauen sprach und ihn selbst darüber nicht vernachlässigte. Auch der besorgte Blick entging ihm nicht, den sie manchmal auf den Bruder heftete, wenn Kathinka Meixen ihrer Laune allzu ausgelassen die Zügel schießen ließ.

Unter einer der herrlichen Baumgruppen des Grunewaldes machte die Karawane den Frühstückshalt. Die Wagen leerten sich, im Augenblick waren Bierfässer und Proviantkörbe nach dem Lagerplatze geschafft, und gruppenweise lagerten sich Männer, Frauen und Kinder auf dem weichen Waldesteppich. Wilberg war damit betraut worden, das Ausschenken des Bieres zu überwachen, das von den Setzerjungen, die heute ihre vergnügtesten Gesichter während des ganzen Jahres machten, kredenzt wurde. Dernburg bemühte sich nicht ungeschickt, Else Wilberg behilflich zu sein, die an der Spitze einiger anderer Frauen in den Mundvorräthen waltete, Butterbrode belegte und die Platten nach den verschiedenen Gruppen hinbeorderte. Sie hatte ihre schwarzen Glaceehandschuhe ausgezogen, und er bewunderte ihre Hand von so edlen Formen, wie sie ihm nur

in aristokratischen Salons zu Gesicht gekommen war. Die gesunde Farbe dieser Hand und kleine Nadelstiche an den unteren Seiten der Fingerspitzen bewiesen, daß sie nicht nur durch ihre Form, sondern auch durch die Arbeit geadelt war. Auch Kathinka Meixen hatte sich anfangs von ihrer wirthschaftlichen Seite zeigen wollen, aber nachdem sie einige Verwirrung unter den Vorräthen angerichtet hatte, gab sie ihre vergeblichen Bemühungen wieder auf, um mit den jungen Leuten herumzutollen.

Nach allseitiger Befriedigung der Bedürfnisse des Magens vertheilte sich die Gesellschaft mehr und mehr. Die Aelteren suchten sich ein bequemes Plätzchen zur Ruhe, von den Jüngeren machten einzelne einen Ausflug nach einem besonders schönen Punkte der Umgebung, die anderen arrangirten ländliche Spiele. Auch Else betheiligte sich an diesen, nachdem sie ihr Pathenkind in Schlaf gewiegt und der Obhut der Mutter übergeben. Dernburg weidete sich an der Grazie ihrer Bewegungen, fand sie entzückend, wenn ihr die blonden Locken beim raschen Lauf die erhitzte Stirn fächelten, und bewunderte, wie sie derbere Scherze der jungen Leute von sich fernzuhalten wußte und doch zugleich mit voller Harmlosigkeit sich dem Vergnügen des Augen=

blicks hingab. Sie war so mit ganzer Seele bei allem, was sie that, und vergaß sich nie, überschritt niemals die Grenze der Anmuth, daß Dernburg glaubte, niemals ein harmonischeres Mädchenbild gesehen zu haben. Die Stunden verstrichen allen wie im Fluge, und als der alte Kohlhardt daran mahnte, daß es Zeit sei, aufzubrechen, wolle man die für das Mittagessen in dem großen Restaurant am Wannsee festgesetzte Stunde nicht versäumen, trennte sich jeder nur mit Bedauern von dem schattigen Waldplatze.

Der Chef der Raupachschen Druckerei knauserte nicht mit dem Gelde, das er sich, klein anfangend, durch jahrelangen Fleiß und redliche Arbeit erworben hatte, wenn es galt, den Tag zu feiern, an dem er einst die Offizin ins Leben gerufen hatte. Die langen Tafeln im großen Saale des Restaurants sahen stattlich aus mit ihrem schneeweißen Gedeck, dem hübschen Tafelgeschirr und den Aufsätzen mit Blumen und Früchten — „das Fest der Handwerker,“ auf dem Dernburg bisher nur wohlthuende Eindrücke empfangen, fing an, ihm zu imponiren. Vor jedem Couvert stand eine Flasche Wein, mit dem Wirth war außerdem auf so viel Gläser Bier kontrahirt worden, daß ein Stoffmangel nicht zu

befürchten war. In langem Zuge — die „Fest-polonaise," wie Richard Wilberg meinte — begab sich die Gesellschaft zur Tafel. Viele Mütter placierten sich mit ihrem Kindersegen an den Gartentischen, weil sie wußten, daß es unter zwei Stunden nicht abgehen würde, und sie die Unruhe der Kleinen fürchteten. Wilbergs und Dernburg hatten ihre Plätze an dem Ende eines der langen Tische. Wilberg hatte sie besorgt, und er war stolz darauf. „Wir bekommen hier am ersten zu essen und haben die freieste Bewegung," meinte er lachend.

Nach der Suppe klopfte der alte Kohlhardt ans Glas. „Es sei eine alte Sitte an dem Festtage der Raupachschen Druckerei," sagte er mit seiner markigen, durchdringenden Stimme, „von der der verehrte Chef der Firma niemals abgegangen, daß der erste Toast bei dem Festmale dem Kaiser gelten müsse. Der Chef sei heute nicht zugegen. Ihm, dem ersten Angestellten der Firma, habe sonst nur die Pflicht obgelegen, das Hoch auf den Chef, auf den Vater seiner Angestellten, auszubringen. Heute fühle er sich als den Vertreter des Chefs, und er genüge nicht nur seinen Empfindungen, sondern gewiß auch dem Wunsche des Abwesenden, wenn er an der alten Sitte festhalte. Ueber die

Familie — und sie alle, die in der Raupachschen Druckerei beschäftigt seien, hätten das Gefühl, eine Familie zu bilden, deren Vater der Gründer der Druckerei sei — über die Familie gehe das Vaterland. Und so bringe er das erste Hoch dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiser!"

Wie brausender Jubel klang das dreifache Hoch; da war auch nicht einer, der nicht in innerster Herzensfreude mit eingestimmt hätte. Die Musikkapelle fiel mit einem Tusch ein, und dann brauste das „Heil dir im Siegerkranz" durch den Saal, stehend von den Anwesenden gesungen.

Dernburg war überrascht, und Wilberg mochte ihm das Gefühl von der Stirne ablesen.

„Das sind andere Erfahrungen, Herr Dernburg, die Sie hier machen," sagte er mit freudigem Stolze, „als die an dem Orte, wo wir uns zuletzt begegneten. Sie sehen, welch' ein Geist unter der Arbeiterbevölkerung herrschen würde, wenn überall wie in der Raupachschen Offizin die Hohenzollerndevise Geltung hätte: ‚Jedem das Seine.' Glauben Sie, daß von allen jenen Leuten, die dort den hirnverbrannten Phrasen eines Apostels der Sozialdemokratie zujauchzten, ein einziger der rothen Fahne zuschwören würde, wenn immer die Arbeit nach

Verdienst bezahlt würde, wenn alle Lohnherren menschlich mit dem Arbeiter umgingen, wenn nicht so mancher Weib und Kind verkommen sähe trotz der Humanitätsphrase des neunzehnten Jahrhunderts?"

Dernburg mußte ihm Recht geben, aber weiteren Erörterungen war Zeit, Ort und Stimmung nicht günstig. Dem ersten Toast ließ der alte Kohlhardt bald den nächsten auf den abwesenden Chef folgen, der mit nicht minderer Wärme aufgenommen wurde. Wenn damit auch, entgegen der Sitte bei vornehmeren Festmählern, die Reihe der Reden zum Abschluß kam, so hatte die Stimmung unter dem Mangel an oratorischen Leistungen doch nicht zu leiden. Man war vergnügt, die Wangen der Frauen und Mädchen rötheten sich, manch' derbes Scherzwort fiel hinüber und herüber, aber nirgends wurde die Grenze des Schicklichen überschritten.

Während dann die langen Tafeln aus dem Saale geräumt und der Fußboden für den Tanz frisch hergerichtet wurde, eilte Else fort, nach ihrem Pathenkind zu sehen. „Aber sie müsse wiederkommen, wenn der Tanz beginne," rief ihr Dernburg nach. Sie wandte lachend und nickend den Kopf zurück.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen," tröstete Wilberg den Zurückgebliebenen. „Meine Schwester

ist eine leidenschaftliche Tänzerin, und sie pflegt die Gelegenheit auszunützen, wenn sie sie, selten genug, einmal hat.“

Else erschien auch wirklich, sobald die ersten Walzertakte erklangen.

„Die ‚Rosen aus dem Süden‘, mein Lieblingswalzer,“ sagte sie und lehnte sich ohne Förmlichkeit an ihren Tänzer. Dann flogen sie dahin. Dernburg glaubte niemals eine gleich leichte Tänzerin gehabt zu haben. Unermüdlich schien sie zu sein, und sie lag ihm im Arm wie eine Feder. Der Zugwind spielte mit den krausen Stirnlöckchen, die Augen hatte sie niedergeschlagen, die Hand behielt ihre thaufrische Kühle, und auch die Brust hob und senkte sich nicht schneller. Sie tanzten ohne Aufhören bis zum letzten Bogenstrich.

„Sie tanzen sehr gut,“ sagte sie, ihn mit lachenden Augen anschauend, als er, doch etwas außer Athem, sie zu einem Stuhl führte.

Die freundliche Anerkennung that ihm wohler, als wenn ihm von berufenster Seite das glänzendste Zeugnis ausgestellt worden wäre.

Während Dernburg und Else sich ganz den Freuden des Tanzes hingaben und glückliche Stunden verlebten, umwölkte sich Wilbergs Stirne mehr und

mehr. Kathinka Meixen ignorirte die auf Volksbällen herrschende Sitte, daß jede Dame während des ganzen Abends mit ihrem Kavalier tanzt und nur ausnahmsweise anderen Herren Extratouren bewilligt, vollständig, trotzdem sie als Wilbergs Braut diese Sitte doppelt als unumstößlich hätte empfinden müssen. Sie hatte fortwährend einen Kreis von jungen Männern um sich, die, durch ihre Lebhaftigkeit angezogen, dem schönen Mädchen in einer Weise den Hof machten, welche die bitterste Eifersucht in Wilbergs Brust erwachen ließ. Den Verlobten schien sie vollständig vergessen zu haben; wenn er in ruhigem Tone ihr Vorhaltungen machte, sie bat, ihre Gesundheit bei dem tollen Tanz nicht aufs Spiel zu setzen, erwiderte sie mit einem Scherz, der zugleich eine verletzende Spitze gegen Wilberg kehrte. Sie schien ganz befangen von einer verzehrenden Genußsucht, die alle besseren Regungen, alle anderen Gefühle zurückdrängte. Wilberg liebte sie zu sehr, um sich nicht im Innersten verletzt zu fühlen, aber er wollte eine öffentliche Scene, die wahrscheinlich schon jetzt einen vollkommenen Bruch herbeigeführt hätte, vermeiden. So zog er sich mit grollender Miene an Dernburgs und seiner Schwester Seite

zurück, auf deren vergnügte Stimmung der Mißklang ebenfalls störend einwirken mußte.

Else Wilberg wollte dem unleidlichen Zustande ein Ende machen und schlug eine Wasserfahrt auf dem prächtigen See vor, dessen Wellen die Terrassen des Restaurants bespülen. Der Abend sei herrlich, eine Erkältung hätten sie nicht zu befürchten, und eine Stunde sei noch Zeit bis zur Rückfahrt. Kathinka werde sich ja wohl auch daran betheiligen wollen.

Dernburg war selbstverständlich mit dem Vorschlage einverstanden, und Wilberg ging, seine Braut zu holen. Sie folgte ihm zwar widerwillig, hatte aber doch so viel Takt, die jungen Leute abzuwehren, welche mitkommen und sich der Partie anschließen wollten.

Am Ufer lagen nur noch zwei Boote, für je zwei Personen berechnet; die ganze kleine Flotille belebte, mit Sonntagsgästen befrachtet, den See. Dernburg war glücklich über den Zufall, der ihm eine einsame Stunde mit Else verschaffte. Der Mond warf eine glänzende Lichtbahn über den Wasserspiegel, aus den Fenstern der an dem bergigen Ufer aufsteigenden Villen glühten zahllose Lichter. Mit mächtigem Ruderschlage trieb Dernburg das

kleine Boot weit hinaus in den See. Der Lärm der Sonntagsbesucher, die Klänge der Musikkapellen, das Lachen und Jauchzen der Freude drangen wie aus weiter Ferne zu ihnen herüber. Sie waren allein.

Dernburg zog die Ruder ein und schaute mit einer Art von stiller Andacht in das Gesicht des reizenden Mädchens, das von dem Zauber der Stunde gefangen genommen, die Hände in den Schoß gefaltet, mit großen geisterhaften Augen in das Wasser blickte. Sie sprachen nicht viel, und wenn sie sprachen, geschah es mit leiser, verhaltener Stimme, als fürchteten sie, den Zauber zu brechen.

Else fühlte, daß Dernburgs Augen mit einem Ausdruck auf ihr ruhten, der sie beseligte, und vor dem sie sich zugleich fürchtete. Sie schauerte zusammen, als fröstele sie.

Dernburg ergriff die Ruder und trieb das Boot dem Lande zu. Als er ihr aus dem Nachen half, fühlte er an dem leisen Drucke ihrer Hand, daß ein unlösliches Band zwischen ihnen geknüpft sei, daß sie für das ganze Leben die gemeinsame Erinnerung an eine Stunde wahren Glückes haben würden.

Else eilte vor ihm her, ohne seinen Arm zu nehmen. Sie wolle nach ihrem Pathenkindchen sehen, —

ein Vorwand, den sie machte, weil sie fühlte, daß sie sich sammeln müsse. Dernburg folgte ihr langsam. Als er an dem hellerleuchteten Portale des Restaurants vorüberkam, sah er dort eine elegante Equipage halten. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen — im Fonds saß Bankier Reichenstein neben einem bildschönen Mädchen von edelstem orientalischem Typus, im Rücksitz lehnte Baron von Biel, Dernburgs Jugendfreund. Dernburg trat schnell in den Schatten zurück; dennoch schien ihn Biel schon bemerkt zu haben, er hörte ihn sagen: „Ist das nicht mein Freund Arthur?“ Dernburg that, als habe er nichts gehört und nichts gesehen, und eilte schnelleren Schrittes in die dunklen Theile des Gartens; nach wenigen Augenblicken hörte er mit erleichtertem Herzen den Wagen davonrollen.

VII.

Wenige Tage später traf Herr von Dernburg mit Baron von Biel bei einem Herrendiner zusammen, zu dem ein gemeinschaftlicher Bekannter sie nach dem Separatsalon eines der weltberühmten Restaurants Unter den Linden geladen hatte. Baron von Biel war in der besten Laune; er erwähnte Dernburg gegenüber mit keiner Silbe der peinlichen Veranlassung, welche ihn jüngst in dessen Wohnung geführt hatte, und Dernburg seinerseits war zu feinfühlig, zu fragen, ob er auf den von ihm mitunterschriebenen Wechsel das Geld erhalten, und wie hoch sich eigentlich die Summe, für welche er sich mit seinem Namen verbürgt, belaufen habe. Einestheils schämte er sich des Leichtsinnes, sich nicht vorher über die eingegangenen Verpflichtungen orientirt zu haben, anderseits fürchtete er, der Freund könne die Frage als ein Zeichen plötzlich erwachten Miß-

trauens aufnehmen. Beim Kaffee nahm Baron von Biel lachend Herrn von Dernburg beiseite.

„Sage mir, alter Freund," fragte er, „habe ich mich am letzten Sonntag in Wannsee geirrt, oder warst du es wirklich, der dort auf abenteuerlichen Wegen einem reizenden Mädchen nachstellte?"

So peinlich Dernburg die Frage war, konnte er ihr doch nicht ausweichen. Ein einfaches „Nein," das wußte er, würde den Frager keineswegs überzeugt haben, und er entschloß sich daher, die Wahrheit zu sagen.

„Du hast dich nicht getäuscht," entgegnete er ernst, „ich war es allerdings. Du drückst dich nur nicht ganz angemessen aus, wenn du von ‚einem Mädchen nachstellen' sprichst. Das Mädchen, dem ich folgte, ist eine Dame meiner Bekanntschaft, von der jeder, der sie kennt, mit der allergrößten Achtung spricht. Jemand, der sie nicht kennt, hat also alle Veranlassung, diese Beurtheilung zu respektiren."

Baron von Biel machte bei Dernburgs ernster Zurückweisung ein etwas verdutztes Gesicht. Seine leichtlebige Natur ließ ihn indessen seine gute Laune schnell wiederfinden.

„Verzeih," sagte er, „es war wirklich nicht bös

gemeint. Du weißt ja, was unsereins zu suchen pflegt, wenn er an Sommersonntagsabenden in Civil die Vergnügungslokale der Umgegend von Berlin aufsucht. Apropos, hast du dich nicht gewundert," fügte er lachend hinzu, „mich in der Gesellschaft zu sehen?"

„Es war mir allerdings überraschend," entgegnete Dernburg offen, „dich die Equipage des Bankier Reichenstein dekoriren zu sehen."

„Und vis-a-vis seiner schönen Tochter?" blinzelte Baron von Biel lustig mit den Augen.

„So, also das war Fräulein Reichenstein," meinte Dernburg trocken. „Aehnlichkeit mit dem Vater hat sie nicht."

„Gott sei Dank, nein," lachte Baron von Biel, der sich in etwas champagnerseliger Stimmung befand. „Fräulein Rebekka Reichenstein hat, wie sie mir sagte, den guten Geschmack gehabt, die Aehnlichkeit mit ihrer verstorbenen Mutter vorzuziehen."

„Eine Bemerkung, die, wenn die Dame sie wirklich selbst gemacht hat, ihrem Herzen ein schlechtes Zeugniß ausstellt," meinte Dernburg.

Baron von Biel lachte.

„Ihrem Herzen? Ich bitte dich, Arthur, sie hat überhaupt keines. Aber ihr Alter giebt ihr

eine Million mit, verschiedene andere erbt sie, wenn er sich zur Ruhe legt. Außerdem macht sie eine ganz pompöse Figur — was meinst du, würde sie die Baronin Biel nicht vortrefflich repräsentiren?"

In Dernburgs Blick lag deutlich die Frage, ob das Ernst oder Scherz sei.

„Für eine geborene Baronin würde man sie nicht halten, auch wenn sie deine siebenzackige Krone sichtbar auf dem Haupte trüge. Uebrigens glaube ich," setzte Herr von Dernburg ernst hinzu, „wir sind in unsern Scherzen schon weiter gegangen, als es einer Dame gegenüber schicklich ist."

Baron von Biel machte ein wirklich erstauntes Gesicht.

„Aber wie kommst du darauf, alter Junge, zu glauben, daß ich nur scherze? Meinst du denn, daß es mir schlecht anstehen würde, oder daß ich nicht das Talent dazu hätte, von den Zinsen einer Million zu leben?"

Trotz seines Ernstes mußte Dernburg über die letzte Naivität lachen.

„Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß die Zinsen einer Million noch nicht ausreichen würden, allen deinen Talenten ein Feld freier Entwickelung

zu schaffen. Aber," Dernburg war wieder ernst geworden, „ich kann mir nicht denken, daß du deinen Eltern eine Jüdin als Schwiegertochter präsentiren möchtest."

„O, was das anbetrifft," entgegnete Baron von Biel leichthin, „sie läßt sich taufen. Unter uns gesagt, lieber Arthur, ich glaube, mein Vater würde diese Schwiegertochter mit offenen Armen aufnehmen. Er hat immer ein bischen flott gelebt, der gute Alte, und seine Börsenspekulationen werden auch wohl immer mit mehr Pech als gesundem Menschenverstand ausgeführt sein. So sollte es mich nicht wundern, wenn wir beide, er und ich, einmal gemeinschaftlich krachten. Neulich fragte er bei mir an, was man hier über die Reichensteinsche Petroleumgründung denkt. Ich habe ihm natürlich geschrieben, er soll kaufen, kaufen, soviel von den Aktien er bekommen kann. Sie gehen ja rasend in die Höhe. Schließlich werden ihn die Reichensteinschen Aktien und mich die Reichensteinsche Tochter herausreißen."

„Ich habe zwar eigentlich Berechtigung genug, mir selbst Vorwürfe zu machen," meinte Dernburg, „aber du bist doch von einem unverbesserlichen Leichtsinn. Nun, mich geht es schließlich nichts an, wie du über das Zusammenpassen des jüdischen Geld-

sackes und des adligen Wappenschildes denkst. Sage mir nur, wie du Reichensteins kennen gelernt hast, und worauf du deine Hoffnungen stützest? Du bemerktest ja eben selbst, deine Angebetete habe kein Herz, — den Eindruck deiner Persönlichkeit schätzest du also wohl nicht so stark, um daraufhin Rebekka Reichenstein schon jetzt als Baronin Biel zu sehen."

Herr von Biel fühlte sich keineswegs durch Dernburgs Sarkasmus verletzt. Er sah die Angelegenheit zwar als einen Glücksfall, als das einzige Mittel an, sich dauernd pekuniären Verlegenheiten zu entziehen, war aber doch eine viel zu oberflächliche und gleichgültige Natur, um selbst die Aussicht eines solchen enormen Wechsels seiner äußeren Verhältnisse mit Ernst und Ueberlegung betrachten zu können.

„Weißt du, die ganze Geschichte habe ich eigentlich dem Goldkerl, dem Rosenthal zu verdanken," sagte er in seiner burschikosen Manier. „Es war richtig Reichenstein, der das Geld auf den Wechsel gab, und auf dem Wege zu Reichensteins Kontor erzählte mir Rosenthal, daß Reichenstein eine Tochter habe, die sicher eine Million werth sei. Wenn die Herren Barone nicht so ängstlich über Mesalliancen dächten —" Baron von Biel lachte. „Du

kannst dir denken, wie ich ihn über diesen Punkt beruhigte. Er solle mir nur sagen, auf welchem Wege das Goldkind kennen zu lernen wäre. Er wußte einen sehr einfachen Weg. ‚Ich mach' Sie ja jetzt bekannt mit Herrn Reichenstein,' sagte er, ‚da nehmen Sie morgen ihre schönste Uniform, gehen nach der Thiergartenstraße, wo seine Privatwohnung ist, und schicken Ihre Karte mit der Baronskrone hinein. Einladen wird er Sie dann schon, und um meine Provision ist mir nicht bange.'" Baron von Biel hatte die jüdelnde Sprache Rosenthals sehr gut kopirt. „Natürlich will er von mir eine sehr anständige Provision," fuhr er fort, „und fast scheint es mir, als wüßte Reichenstein um den ganzen Plan und hätte ihm ebenfalls eine versprochen. Nun, das Geschäft kann ja hohe Spesen vertragen."

„Ich gratulire," sagte Dernburg ironisch. — „Mit der Einladung hat sich Rosenthal also nicht geirrt."

„Sie scheinen von meiner Gesellschaft gar nicht genug bekommen zu können," lachte Baron von Biel. „Heute Abend wieder! Und so familiär! Schickt mir der alte Reichenstein ein Billet zu Kroll, ob wir uns dort treffen wollten, nachher irgendwo soupiren. Eigentlich paßt es mir heute gar nicht. Ich wäre

ganz gern hier geblieben, denn jedenfalls wird hier doch noch ein Tempel gebaut."

Baron von Biel sah nach der Uhr.

„Es ist wirklich schon Zeit, daß ich den Ritterdienst beginne. Uebrigens, Arthur, komm doch nach, kannst sie dir ja mal ansehen, aus der Ferne nur wenn du nicht anders willst. Famoses Weib, wirklich sehenswerth!"

Baron von Biel nahm Mütze und Degen und empfahl sich den Herren. Man bedauerte allgemein sein Gehen, denn der Tempelbau war wirklich beabsichtigt und er allen als einer der seßhaftesten Verehrer des grünen Tisches bekannt. Indessen kam die Partie auch ohne ihn zu Stande. Herr von Dernburg sah eine Weile den wechselnden Chancen des Spieles zu, ohne sich zu betheiligen; als er fürchtete, der Versuchung und dem Drängen der anderen Herren, die seine plötzliche Enthaltsamkeit gar nicht begreifen konnten, zu unterliegen, empfahl auch er sich, nach dem Grundsatz, daß nicht immer der ein Feiger ist, welcher die Gefahr flieht.

Herr von Dernburg ging planlos die Linden hinunter und musterte die Anschlagsäulen. Da fiel ihm die Anzeige der Krollschen Oper in die Augen — eine berühmte Koloratursängerin sang die „Lucia"

— ob er hinausging, sie einen Akt anzuhören? Es wäre zwar unangenehm, wenn Reichenstein ihn entdeckte und wieder die Rechte einer alten Bekanntschaft reklamirte, — aber man kann sich ja nirgends besser ausweichen, als in dem Krollschen Etablissement, wie man nirgends sicherer Bekannte trifft als ebendort. Dernburg stieg in eine Droschke und fuhr hinaus.

Gleich beim Eintritt in den Theatersaal erkannte er Reichenstein mit seiner Tochter in der Parkettloge. Baron von Biel stand an Fräulein Rebekkas Fauteuil gelehnt und schien sie eifrig zu unterhalten — jetzt schaute er auf, die Blicke der beiden Kameraden trafen sich, und Baron Biel konnte es nicht unterlassen, Herrn von Dernburg zuzuwinken. Damit war das Unglück geschehen, — Reichenstein wurde aufmerksam, sah die Uniform, erkannte Dernburg und winkte, sich mit dem ganzen Oberkörper über die Logenbrüstung lehnend, mit beiden Händen. Augenscheinlich erkundigte sich auch Fräulein Rebekka, und Herr von Dernburg hätte darauf schwören können, daß während zehn Minuten in der kleinen Loge nur von ihm die Rede war, und daß über dem interessanten Thema den Insassen derselben die raffinirtesten Gesangskünsteleien der berühmten Sängerin vollständig verloren gingen.

Uebrigens hatte Baron Biel recht, Rebekka Reichenstein war eine pompöse Erscheinung. Dernburg saß so, daß er sie bequem beobachten konnte; manchmal schien es ihm, als wenn auch ihre dunklen Wimpern sich hoben — sie lehnte, der Bühne halb abgewandt, in ihrem Fauteuil, um einen prüfenden Blick nach ihm hinüberzusenden. Dernburg suchte unwillkürlich nach einer Schönheit des Alten Testamentes, einen Vergleich mit der schönen Bankierstochter zu ziehen. Vielleicht Esther? Am passendsten wohl noch, aber die Erscheinung Fräulein Rebekkas war doch in zu moderner Umgebung, selbst zu modern herausstaffirt, um einen solchen Vergleich festhalten zu können. Schön war sie; das Gesicht noch von allem Jugendreiz orientalischer Mädchenblüthe umspielt, während die Figur mit der üppigen Rundung der Büste und Arme einen vollkommen frauenhaften Eindruck machte. Auch in ihrer ganzen Haltung lag etwas Bequemes, Faules, Sinnliches, das nichts gemein hatte mit der keuscheren Grazie deutscher Mädchen, und dem doch etwas Anziehendes innewohnte. Sie hatte den einen Arm über die Logenbrüstung gelegt, die Hand mit dem radgroßen Fächer von Straußenfedern klopfte leise den Takt der Musik, über dem hoch hinaufgehenden

Handschuh blitzten kostbare Armringe. Das helle Sommermantelet, gleichfalls mit Straußenfedern besetzt, hatte sie nachlässig zurückfallen lassen, so daß die schwarze Seidentaille, am Halse durch eine kostbare Brillantbroche geschlossen, sichtbar wurde. Zwei einzelne Brillanten von selten schönem Feuer strahlten in den Ohrläppchen, und den schönen Kopf krönte ein extravagantes Gebäude von weißem Stroh, weißem Atlasband und weißen Straußenfedern.

Herr von Dernburg überlegte während des Aktes, wie es möglich sei, dem drohenden Verhängniß zu entgehen. Aber bei Beginn der Pause wurde er so lange durch das Zusammendrängen des zahlreichen Publikums aufgehalten, daß Reichenstein ihn schon an der nach dem Garten führenden Thür in Empfang nehmen konnte. Er habe gehört, daß Herr von Dernburg ein intimer Freund des Baron von Biel sei, er müsse zu ihnen in die Loge kommen und nachher an ihrem Souper theilnehmen. Dernburg lehnte sehr förmlich ab; er bedauere, er habe für den Abend noch andere Verpflichtungen, eben sei er im Begriff gewesen, sich zu entfernen. Aber er kam so leichten Kaufes nicht davon. Wie er mit Reichenstein dem Ausgange zuschritt, begegnete ihnen Baron von Biel mit Fräulein Rebekka.. Es blieb ihm

nichts mehr übrig, als sich vorstellen zu lassen, und Biel erklärte sogleich lachend, die „anderen Verpflichtungen“ seien eine Finte, Dernburg komme aus derselben Gesellschaft wie er selbst, und wenn er dorthin noch einmal zurückkehren wolle, so würde er nach ein paar Stunden die Herren noch bei derselben Beschäftigung antreffen, wie jetzt — nämlich beim Kartenspiel.

Dernburg mußte versprechen, wenigstens während eines Aktes der Familie Reichenstein seine schätzbare Gegenwart in der Loge zu widmen, wie der Bankier sich sehr gewählt ausdrückte. Rebekka ließ ihn während der Pause nicht mehr von ihrer Seite. Sie hielt ihn mit dem gewöhnlichen Salongeschwätz über Theater, Konzert und Badereisen fest, während Bankier Reichenstein und Baron Biel — Schwiegervater und Schwiegersohn in spe schienen manche gemeinschaftliche Passion zu hegen — die in den Laubgängen des Gartens promenirende auffallende Damenwelt einer Musterung unterwarfen.

Bei Beginn des nächsten Aktes zeigte Dernburg das Bestreben, möglichst im Hintergrunde der Loge versteckt zu bleiben. Aber Fräulein Rebekka wies mit einer graziösen Handbewegung auf den Fauteuil, welchen vorher ihr Vater inne gehabt.

„Bitte, Herr von Dernburg; Sie sehen dort hinten nicht gut. Papa, du hast ja doch kein Verständniß für Musik."

Dann drehte sie ihren Stuhl so, daß sie Dernburg vis-a-vis saß. Baron Biel durfte sich neben ihrem Vater im Hintergrunde einen Platz suchen. „Wenn das wirklich ein Paar giebt," dachte Dernburg, „thut mir Biel leid, trotz der Million und abgesehen von dem Hautgout ihrer Herkunft."

Fräulein Reichenstein setzte ihre Plauderei auch während der Vorstellung mit halber Stimme fort, so daß Herr von Dernburg schließlich fürchtete, bei der unmittelbaren Nachbarschaft von Parkettloge und Bühne könnten die Künstler dadurch gestört werden.

„Sie haben vorher Ihrem Herrn Vater das Verständniß für Musik abgesprochen, meine Gnädigste," sagte er daher mit einem sehr bezeichnenden Lächeln, „aber es scheint mir fast, als ob Sie sich selbst auch nicht sehr viel daraus machten."

Was das Mädchen für eine verständliche Augensprache hatte! Sie sah ihn mit einem Blick an, der ganz deutlich sagte: „Die Musik ist mir wirklich gleichgültig, wenn ich einem interessanten Manne gegenüber sitze." Ein so sprühender Blick, daß Dernburg fühlte, wie er roth wurde. Aber in

Worten legte sie ihrer Gleichgültigkeit andere Motive unter.

„Ich bitte Sie, man hat das schon so oft gehört," erwiderte sie, sich durchaus nicht pikirt zeigend. „Was macht man auch so viel Aufhebens von dieser Sängerin; ein bischen Stimme, ein bischen Schule."

„Und ein bischen Gefühl und künstlerisches Verständniß," fiel Dernburg ein.

Das wollte sie nicht gelten lassen.

„Das ist unnöthig, das macht die Routine," entgegnete sie. „Mein Gesanglehrer sagt mir alle Tage, es sei ein Jammer, daß ich es nicht nöthig habe, zur Bühne zu gehen. Uebrigens ist er grob und sagt das nicht etwa, weil er gut bezahlt wird. Aber das Gefühl fehlt mir vollständig, für Musik wenigstens."

Dabei warf sie Dernburg wieder einen jener fascinirenden Blicke zu, die ein Auge von unergründlichem Reiz entschleierten.

„Sie können uns ja besuchen, wenn Sie selbst urtheilen wollen, ob der Gesangsprofessor zu viel sagt."

Dernburg war unhöflich genug, auf diese Provokation nicht mit einer direkten Zusage zu ant-

worten. Der Kreis seiner Familienbekanntschaften sei so groß, daß es ihm schon jetzt nicht mehr möglich sei, allen Verpflichtungen nachzukommen.

Fräulein Rebekka gab sich den Anschein, als ob sie auf die Ablehnung gar keinen Werth lege. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit fortan mehr der Oper zu und machte auch keinen Versuch, Dernburg zurückzuhalten, als dieser sich nach dem Aktschluß verabschiedete. Aber sie blieb auch dann noch einsilbig und ließ ihren Vater und Baron von Biel mehr als einmal fühlen, daß sie schlechter Laune sei. Sie habe Kopfschmerzen, sie könne das Sitzen in der Nähe des Orchesters nicht vertragen, erwiderte sie auf alle Fragen nach der Ursache ihres plötzlichen Stimmungswechsels.

Bankier Reichenstein schlug daraufhin vor, nicht erst eines der Restaurants in der Stadt aufzusuchen, sondern im Krollschen Garten zu soupiren. Damit war sie einverstanden. Aber ihre Stimmung wurde nicht besser, trotzdem sie häufig an dem frappirten Champagner nippte. Bankier Reichenstein entschuldigte sich bei Baron von Biel wegen des nicht ganz so heiter, wie er gehofft, verlaufenen Abends. Er bitte den Herrn Baron, sich bald einmal wieder in seinem Hause sehen zu lassen, ganz ohne Umstände, auch

ohne besondere Einladung. Fräulein Rebekka Reichenstein sagte nichts; wortlos ließ sie sich von Herrn von Biel zum Abschiede die Hand küssen.

Auch auf der Heimfahrt war sie ihrem Vater gegenüber schweigsam und in sich gekehrt. In der reizenden Villa in der Thiergartenstraße, welche Reichensteins bewohnten, angelangt, begab sie sich nicht sofort in ihre Zimmer, sondern sie schmiegte sich in einen Schaukelstuhl auf der an den Salon anstoßenden Veranda. Den Hut warf sie achtlos zur Erde, dann starrte sie in den besternten Himmel und athmete den aus dem Rosenparterre des Gartens heraufströmenden, berauschenden Duft ein. Bankier Reichenstein erbrach unter der mächtigen Gaskrone des anstoßenden Salons die eingegangenen Telegramme des Wolffschen Depeschenbureaus und vertiefte sich in die neuesten Nachrichten aus aller Herren Länder.

„Papa!“ hörte er plötzlich die Stimme seiner Tochter von der Veranda rufen.

Gehorsam legte er die Depeschen nieder und eilte dorthin. Er fand sie, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, sich leise im Schaukelstuhl wiegend. Ihr Antlitz war auffallend blaß, und ihre weit offenen Augen hatten einen seltsamen Glanz.

„Kind, was hast du?" rief Reichenstein erschrocken.

Rebekka sah ihren Vater nicht an, sie rührte sich auch nicht in ihrer bequemen Lage.

„Papa," sagte sie langsam und jedes Wort betonend, „muß ich den Baron von Biel heirathen?"

Der alte Reichenstein gestikulirte erstaunt mit den Händen.

„Aber, Kind, was fragst du? Warum sollst du ihn heirathen müssen? Aber ich dachte, du wolltest eine Baronin werden?"

Rebekka Reichenstein erhob sich ruhig und bot dem Vater ihre Stirn zum Kuß.

„Ich werde mir's überlegen. Gute Nacht, Papa."

VIII.

Die „Deutsche Petroleumgesellschaft," die neueste Gründung des Bankier Reichenstein, war ins Leben getreten, ihre Aktien wurden an der Börse gehandelt. Freilich waren es nur die Spekulanten von Profession, die ständigen Börsenbesucher, die weniger für den realen Werth eines Papieres, als für die Kursschwankungen desselben Interesse haben, welche das neue Spielpapier in den Kreis ihres Geschäft genannten Hazardspieles zogen. Das Kapitalistenpublikum, die großen und kleinen Rentiers, die Leute welche Vermögen oder Ersparnisse anzulegen hatten, hüteten sich mit wenigen Ausnahmen noch, für ihr gutes Geld die Aktien der „Deutschen Petroleumgesellschaft" einzutauschen. Während sie also an der Börse lebhaft gehandelt wurden, blieben die Aktien doch ruhig in den feuersicheren Geldschränken der „Internationalen Hauptbank" liegen. Dieser Mißerfolg der Reichensteinschen Gründung erklärte sich

zur Genüge aus dem Mißtrauen, welches der Entrepreneur derselben einflößte, und aus der Vorsicht, mit welcher der Besitz seit dem noch nicht vergessenen letzten großen Krach alle an der Börse neu auftauchenden Erscheinungen betrachtete. Die ungeheure und Tausende verschlingende Reklame, mit welcher Reichenstein sein neues Unternehmen in Scene gesetzt, hatte hieran nichts zu ändern vermocht.

„Assessor" Lockmann wußte den Bankier über diesen Mißerfolg zu trösten. Er machte ihm klar, daß nur das Unerwartete des Unternehmens eine allgemeine Betheiligung verzögere, daß das Publikum sich erst daran gewöhnen müsse, das Petroleum als ein inländisches Produkt anzusehen.

„Könnte man die Leute einzeln an die Petroleumbohrlöcher der Lüneburger Haide führen und sie mit der Nase in das Erdöl stoßen," sagte Reichenstein am Schlusse einer seiner Unterredungen mit seinem Privatrechtsbeistand, in der er seinen Befürchtungen über das verunglückte Unternehmen Ausdruck gegeben und sich von Lockmann hatte trösten lassen, „ich glaube selbst, sie würden sich bekehren. Aber man kann doch nicht mehr thun, als ihnen alle Tage zu lesen geben, wieviel Fässer die verschiedenen Bohrlöcher produzirt haben."

Lockmann hob den Kopf und blinzelte den Bankier an.

„Sie haben doch manchmal ganz ausgezeichnete Ideen, lieber Reichenstein, ohne daß Sie es selbst wissen,“ sagte er. „Warum kann man sie nicht hinführen? Wenn auch nicht alle, doch einzelne, die Leithammel, welche die öffentliche Meinung machen; die Heerde folgt dann von selbst.“

In Reichensteins Gesicht war deutlich zu lesen, daß er Lockmanns Ideengang noch nicht vollständig zu folgen vermochte.

„Sie haben schon so viel für Reklame ausgegeben,“ fuhr Lockmann fort, „daß es Ihnen auf ein paar tausend Mark mehr oder weniger gar nicht ankommen kann. Was haben Ihnen Ihre ellenlangen Inserate genützt, mit denen Sie die Zeitungsverleger fettgemacht haben? Man hat Ihre Depeschen aus der Lüneburger Haide aufgenommen, das ist richtig; aber mit dem redaktionellen Zusatz: ‚Aus dem Bureau der Internationalen Hauptbank‘, oder noch deutlicher: ‚Von Herrn Bankier Reichenstein gehen uns die folgenden Nachrichten zu‘. Das ist gerade genug, um das Publikum, das schon lange nicht mehr alles glaubt, was es schwarz auf weiß vor sich sieht, wieder stutzig zu machen. Und sehen Sie sich Vogels feuilletonistische

Leistungen an, die er Ihnen so gewissenhaft vorgelegt und berechnet hat, ob Sie eine einzige finden, die nicht in einer Fußnote oder im Text den unangenehmen Vermerk trägt: ‚Bei dem aktuellen Interesse des behandelten Gegenstandes geben wir die nachstehenden Auslassungen, ohne uns indessen mit den Ansichten des sehr optimistisch urtheilenden Verfassers zu identifiziren'. Und solche Bemerkungen sollen das Publikum nicht kopfscheu machen? Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Reichenstein; nehmen Sie einen Extrazug, packen Sie die ganze Presse, und was von der Börse hineingeht, hinein, dampfen Sie los, setzen Sie die Gesellschaft auf den Petroleumterrains aus, führen Sie sie herum, arrangiren Sie ein Diner mit Champagner und dampfen Sie wieder zurück, — am nächsten Tage haben Sie ein paar Dutzend Zeitungsartikel, in denen nicht nur Stimmung ist, sondern die auch Stimmung machen."

Assessor Lockmann sah den Bankier triumphirend an.

„Was sagen Sie dazu, ist die Idee nicht großartig?"

Bankier Reichenstein hatte noch einige Einwendungen. Die Extradampfer könnten am Ende wirklich das Erdöl auf seine Qualitäten untersuchen und zu einem

ihm keineswegs angenehmen Resultate gelangen. Lockmann erwiderte ihm, das sei nicht zu befürchten, da es keine Sachverständigen seien, die er zu der Reise in das gelobte Land lade. Auch fürchtete Reichenstein, die Presse würde sich nicht allgemein betheiligen. Das sei Vogels Sache, meinte Lockmann, der müsse das arrangiren. Und wenn nun schließlich die Berichte doch nicht so glänzend ausfielen, sei mehr Schaden als Nutzen angestiftet, schloß Reichenstein seine Einwürfe. Aber auch hiergegen wußte Lockmann Rath.

„Richten Sie die Sache nur so splendide ein, daß der Zug mehr den Eindruck eines Vergnügungsausfluges als den einer wissenschaftlichen oder geschäftlichen Expedition macht, und den Berichten wird auch die herkömmliche Begeisterung der Festberichte nicht fehlen.“

Reichenstein sah alle seine Einwürfe glänzend widerlegt und beschloß, Lockmanns ingeniöse Idee zur That werden zu lassen. Der Litterat Vogel wurde damit beauftragt, den Zeitungsredaktionen die Einladungen zu einer Extrafahrt nach Petroleumland, wie Reichenstein die Petroleumterrains in der Lüneburger Haide genannt hatte, zu überbringen und für eine möglichst zahlreiche Betheiligung zu sorgen. Reichenstein selbst übernahm die Heranziehung der

einflußreichsten Börsenbesucher. Ob man auch den Grafen Romstedt einladen solle, fragte er den Assessor Lockmann. Der hielt das für selbstverständlich; man müsse sogar alles aufbieten, um ihn zur Theilnahme an der Fahrt zu bewegen. Es sei doch möglich, daß von seiner Mission etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen sei, und da könne es nur einen guten Eindruck machen, wenn man Reichenstein noch in Verbindung mit dem Grafen glaube und die Verhandlungen mit der Pennsylvania-Oel-Kompagnie noch nicht für abgeschlossen halte.

Ein Sonnabend Abend war mit Rücksicht auf die Börsenbesucher zur Abfahrt gewählt worden. In der Nacht vom Sonntag zum Montag sollte der Extrazug wieder in Berlin eintreffen — Reichenstein träumte von einer riesenhaften Kurssteigerung der Aktien der Deutschen Petroleumgesellschaft, die sich schon an der Montagsbörse geltend machen würde

In der großen, nur spärlich erhellten Glashalle des Lehrter Bahnhofes — der letzte fahrplanmäßige Zug hatte den Bahnhof schon verlassen — hielt der von Reichenstein engagirte Extratrain. Die Bureaudiener der Internationalen Hauptbank in neuer Livree waren damit beschäftigt, Champagnerkörbe, Kisten mit anderen Weinen und Delikatessen, sowie das Reichen-

steinsche Tafelservice und Silberzeug in dem angehängten Gepäckwagen unterzubringen. Man konnte an die Vorbereitungen zu einer großartigen Landpartie glauben.

Anders schienen auch die meisten der nach und nach angelangten Theilnehmer die Expedition nicht zu betrachten. Die Börse hatte die Mehrzahl derselben gestellt. Lachend und lärmend ging der Troß auf dem Bahnhofsperron auf und nieder. Man debattirte für und gegen die Aussichten der Reichensteinschen Gründung, aber nicht, wie es sich bei einem Unternehmen von solcher Tragweite geziemt hätte, sachgemäß und mit Ernst, sondern mit abgestandenen Kalauern und in einem Jargon, der nur den Intimen der Börse verständlich war. Auch das Geschäft schwieg nicht — der bot dies an, jener jenes, nicht etwa alte Kleidungsstücke, wie auf dem Mühlendamm, sondern sogenannte Werthpapiere. Die Sonnabendbörse erhielt ein improvisirtes Nachspiel in der Viertelstunde müßigen Wartens vor der Abfahrt des Extrazuges nach Petroleumland.

Der letzte der Ankömmlinge war Bankier Reichenstein, umgeben von seinem Generalstab, Lockmann, Vogel und einigen Freunden, denen sich sogar Rosenthal in bescheidener Entfernung angeschlossen hatte.

Ein unartikulirtes Geschrei empfing ihn, wie es auf der Börse üblich ist, wenn jemand einen besonders schlechten Kalauer gemacht, einen unmöglichen Kurs ausgerufen hat oder sonst etwas Ungewöhnliches vorgefallen ist. Reichenstein grüßte wie ein König, dem die Volksmenge ein Hoch gebracht, nach allen Seiten, bat einzusteigen und lud mit offenbarer Zuvorkommenheit den Grafen Romstedt, den das Interesse an der Entwickelung der traurigen Komödie bewogen hatte, des Bankiers Einladung zur Betheiligung anzunehmen, in sein Coupee.

Das Pfeifen der Lokomotive wurde mit einem gellenden Hurrah beantwortet, und keuchend und schnaubend setzte sich der Extrazug in Bewegung.

Es war ein sonderbarer Wagenpark, der den Zug auf der Endstation erwartete. Altväterische Equipagen, solide Leiterwagen mit Strohsäcken versehen, Möbelfuhrwerke mit eingerichteten Sitzgelegenheiten — kurz, was das kleine niederdeutsche Städtchen an einigermaßen menschenwürdigen Transportmitteln aufzuweisen hatte, war auf den Bahnhof beordert worden, um die Theilnehmer der Reichensteinschen Expedition nach dem mehrere Stunden entfernten Petroleumland zu fahren. Mit etwas übernächtigen Gesichtern — die meisten hatten den größten Theil

der Nacht bei Skat, beim Macao oder dem noch einfacheren „Paar oder Unpaar" durchwacht — entstiegen die modernen Argonauten den Coupees. Reichenstein hatte für ausreichende Restauration gesorgt, die Toilette erledigte sich schnell und einfach genug am Bahnhofsbrunnen, und die Reise in das gelobte Land konnte beginnen. Ein herrlicher Sommermorgen ließ die Fahrt selbst durch diesen ebenen, reizlosen Landstrich als einen Genuß erscheinen, für den freilich dem weitaus größten Theile der Reisenden jede Empfänglichkeit fehlte. Durch einige kleine Dörfer — einzig bemerkenswert durch die Bauart der Häuser mit ihrer mit Ziegeln bekleideten Windseite — führte der gut chaussirte Weg durch immer noch ertragreiche, gut angebaute Gegenden. In der Ferne schien ein rothbrauner Strich, der stetig an Ausdehnung zunahm, den Horizont zu begrenzen. Kleine grüne Inseln — die der Haide eigenthümlichen winzigen Parzellen von verkrüppelten Fichten — tauchten aus diesem immer mehr an Ausdehnung zunehmenden rothen Meere auf, — und dann breitete sie sich in ihrer ganzen trostlosen Oede vor den blasirten Blicken dieser Geldmenschen aus, die endlose, todtenstille, mit einem Leichentuch von rothen Blüthen bedeckte Haide.

Die Wagen bogen links ab von der Chaussee auf einen zur bequemeren Verbindung mit Petroleumland neuangelegten Weg. In der Ferne tauchten thurmartige Spitzen hölzerner Gebäude auf, neben denen Rauchwolken emporwirbelten. „Das ist Petroleumland," ging es von Mund zu Munde. Eine fieberhafte Erwartung bemächtigte sich des Spekulantenheeres. Und da — der erste saugt prüfend, verwundert die Luft ein — der Wind ist mit Reichenstein im Bunde, er weht gerade von dort, wo die Rauchwolken emporsteigen — wahrhaftig, der eigenthümliche Geruch, den er auf die Entfernung einer halben Stunde herüberweht, das ist Petroleum! Von Wagen zu Wagen schwirrt die Frage: „Riechen Sie's? Petroleum?" Die Nasen verlängern sich und strengen sich an — „Wahrhaftig! Petroleum!" — und plötzlich schallt ein Hurrah durch die Luft, ein spontaner Ausbruch, der dem „Land! Land!" der Gefährten des Columbus nichts nachgiebt, und der dem Menschenkenner das innerste Empfinden dieser edlen Seelen entschleiert, die, trotzdem sie während der letzten Tage nichts wie Petroleumaktien gehandelt, doch nichts anderes erwartet haben, als einen Schwindel zu finden, und nun überrascht sind, daß der Schwindel eine reale Unterlage hat.

Sie konnten nicht Herrn Reichensteins Kniee umfassen, wie die Gefährten des Columbus thaten, um ihrem großen Führer das Unrecht ihres Mißtrauens abzubitten. Aber handeln konnten sie, und innerhalb fünf Minuten stiegen die Aktien der „Deutschen Petroleumgesellschaft," trotzdem Sonntag war und keine Börsenstunde, um ebensoviele Prozent in die Höhe. Das Geschäft entwickelte sich von Wagen zu Wagen, über das Rollen der Räder hinweg, daß die biederen Landkutscher glaubten, ein Dämon sei in ihre Fahrgäste gefahren und sie hätten es mit einem Haufen Wahnsinniger zu thun. Reichenstein aber, der in dem vordersten Gefährt neben dem Grafen Romstedt saß, reckte stolz sein Haupt und fragte:

„Nun, Herr Graf, was sagen Sie nun?"

„Daß ich meinen Entschluß nicht bedauere," entgegnete dieser ernst, „und daß ich mehr als je überzeugt bin, die vorhandenen Stoffe könnten vielleicht einer bescheidenen Industrie Nahrung geben, aber sicher wird ein frivoles Börsenspiel die ganze Produktion zu Grunde richten."

Reichenstein zuckte die Achseln. Was lag ihm daran, ob hier Petroleum gefördert wurde oder nicht! Wenn es heute nur den Anschein hatte, als seien unter diesen rothen Haideblüthen wirklich Schätze ver-

borgen, wenn heute nur die Stimmung hinaufgetrieben wurde und mit ihr die Aktien, und wenn diese Stimmung nur einige Monate andauerte, bis er im Publikum für seine Aktien zu hohem Kurse Abnehmer fand, — dann mochte nachher das Petroleum Wasser und die Aktie Papier sein, was kümmerte es ihn! Er spielte va banque; gewann er die Partie, so mochten die Leute, welche ihr Vermögen verloren hatten, ihn einen Betrüger nennen. Dafür, daß er es vor dem Gesetz nicht war, dafür sorgte ja sein Rechtsbeistand Lockmann, der so genau wußte, wo der nächste und der lukrativste Weg am Zuchthause vorbei ging.

Vor einer Baracke, nothdürftig aus Holzplanken zusammengeschlagen, hielt der Wagenzug. „Grand Restaurant Petroleumland" stand in prahlerischen Buchstaben auf dem Schilde über der niedrigen Thüre. Hinaus aus dem Wagen, einen Cognac, ein Glas Bier, ein Butterbrot, — damit waren die Vorräthe des Grand Restaurant erschöpft, und dann ging es quer über die Haide zu den Bohrthürmen. Die Maschinen waren natürlich in voller Thätigkeit, die Pumpwerke hoben die dunkelfarbige, dickflüssige Masse aus der Tiefe in die Klärungsbassins, in denen das Erdöl sich von den Wasserzusätzen trennte, um dann in die Fässer geleitet zu werden. Allerdings waren nur

zwei oder drei dieser Hebewerke im Gange; von den anderen hieß es, man sei noch nicht auf die Petroleumquellen gestoßen, oder man habe nur heute ausgesetzt, um einem Theile des Arbeiterpersonals die Sonntagsruhe zu gönnen. Daß diese Bohrlöcher schon lange keinen Ertrag mehr gaben, brauchte ja niemand zu wissen.

Da war ein Bohrloch, welches eine gewisse Berühmtheit besaß, denn es figurirte in allen Reichensteinschen Nachrichten über Petroleumland mit dem höchsten Erträgniß. Um dieses sammelte sich die Schaar der Besucher. Reichenstein hatte dafür gesorgt, daß Techniker zur Stelle waren, welche den Wißbegierigen den Mechanismus der Maschinerie erklärten. Auch Leute fanden sich, die ein gebrochenes Deutsch sprachen und erklärten, aus den Petroleumdistrikten Amerikas zu kommen. Sie lobten die Qualität des hiesigen und prophezeiten dem amerikanischen Petroleum ein baldiges Verschwinden vom europäischen Markte. Litterat Vogel sorgte dafür, daß diese imitirten Yankees sich in der Nähe seiner Kollegen — von denen übrigens wenig genug seinem Lockruf gefolgt waren, wie das bei der inferioren, von Reichenstein allerdings bedeutend überschätzten Stellung des Menschen selbstverständlich war — am eindring-

lichsten äußerten. Die Herren von der Presse, lauter Größen dritten und vierten Ranges, machten denn auch eifrig Notizen, schritten Entfernungen ab und zählten nach der Uhr die Zeit, in welcher sich ein Faß mit Petroleum füllte, um danach zu berechnen, wieviel Fässer der Bohrthurm in vierundzwanzig Stunden zu Tage fördere. Sie gelangten zu den erstaunlichsten Resultaten. Reichenstein selbst machte auf die liebenswürdigste Weise den Führer und Erklärer; er schien unermüdlich, trotzdem er ein wenig an Athemnoth litt. Gewiß wäre ihm auch der schönste Lohn für seine Bemühungen zu Theil geworden, wenn er eines nicht vergessen hätte, — daß nämlich niemand leichter gelangweilt wird, als gerade die Gesellschaft, welche er einen ganzen Tag lang zu unterhalten unternommen hatte.

Diese Leute, die doch eigentlich für nichts anderes Sinn hatten als für das Geschäft und ihre Vergnügungen, standen hier nun schon eine Stunde lang in der öden Haide, athmeten den keineswegs angenehmen Petroleumgeruch ein und sahen zu, wie eine ekelhafte, lehmähnliche Masse aus dem Erdboden gepumpt und in Fässer gefüllt wurde. Und das Ganze hatte für sie ja keinen Zweck; ihnen, die höchstens einmal ein Börsenzeitgeschäft in Petroleum-

aktien machten, die aber niemals daran denken würden, Kapitalien in diesem Papier festzulegen, konnte es ja höchst gleichgültig sein, was hier für wirkliche Werthe produzirt wurden. Sie langweilten sich zum Sterben, und die Dinerstunde war noch ferne genug. Neben dem Grand-Restaurant regte es sich allerdings schon unter der Leitung Lockmanns. Da wurden auf dem ebenen Haideboden Tische aus rohen Brettern aufgeschlagen und mit den Reichensteinschen Kostbarkeiten gedeckt; aber die Braten in der Küche des Grand-Restaurant dachten noch gar nicht daran, sich zu bräunen. Warum sollte man hier warten, bis das Diner servirt wurde! Es war zwar eine ganz originelle Idee von Reichenstein, hier unter freiem Himmel eine Massenabfütterung zu veranstalten, aber viel Unterhaltung versprachen sich die meisten nicht davon. Sie überlegten, daß sie noch zum Abend in Berlin zurück sein könnten, wenn sie nicht auf die Rückfahrt des Extrazuges warteten, sondern den fälligen Train benutzten, oder daß die Gelegenheit günstig sei, einen Ausflug nach Braunschweig zu machen, und einer nach dem anderen — es waren gerade die einflußreichsten auch die rücksichtslosesten — empfahl sich, ohne Abschied zu nehmen, und fuhr nach der Bahnstation zurück.

Reichenstein wurde die allgemeine Flucht zu spät gewahr, um ihr Einhalt thun zu können. Um nicht ganz einsam mit seinen Getreuesten in Petroleumland zurückzubleiben, beschloß er, das Diner mit den mitgebrachten Delikatessen beginnen und die Braten und anderen Sachen folgen zu lassen, wie sie gerade fertig wurden. Die Gäste ließen sich das gern gefallen, denn sie hatten Hunger, und es war ihnen mehr darum zu thun, früh zu essen, als spät zu diniren. Beim Champagner, der in Strömen floß, kehrte auch die ein wenig schwankend gewordene Stimmung wieder. Der Litterat Vogel erhob sich und hielt eine große Rede, in der er die Verbrüderung der Industrie und der Presse feierte, wie sie sich heute dokumentire, und brachte ein Hoch auf Reichenstein aus. Reichenstein selbst ging seinen Gästen mit gutem Beispiele voran, was das Trinken anbetraf, und in Petroleumland herrschte bald für einige Stunden ungeheure Heiterkeit.

IX.

Die Morgensonne zitterte durch die grünen Laubwipfel und warf goldene Arabesken auf die sauber gehaltenen Wege des Thiergartens. Es war still in den weiten Partieen des prächtigen Parkes. Die glänzenden Equipagen fehlten noch ganz, nur wenige Reiter — meistentheils Bedienstete, welche die Pferde ihrer Herrschaft bewegten — zeigten sich in den Reitalleen, und selbst auf den Kinderspielplätzen hatten sich die Schaaren der Kleinen noch nicht eingefunden, welche sie in den späteren Tagesstunden, einem Ameisenhaufen gleich, zu beleben pflegen.

Ziemlich einsilbig ritt eine kleine Cavalcade ihres Weges. Der Bankier Reichenstein hatte seine gewohnte Badereise dieses Jahr der dringenden Geschäfte wegen, die ihn an Berlin fesselten, aufgeben müssen und sein Hausarzt ihm die tägliche Bewegung zu Pferde empfohlen, die seiner Neigung zum Embonpoint und Kurzathmigkeit ebenso hilfreich entgegen=

wirken würde, wie die Wasser der gewohnten Heilquelle. Er ritt einen schweren Braunen, dessen bequeme Gänge und zuverlässiges Temperament nicht zu viel Anforderungen an seine nur schwach entwickelten Reiterkünste stellten. Fräulein Rebekka, ein passionirte Amazone, zügelte ihren feurigen Rappen mit nerviger Faust zu einem tänzelnden Schritt, und Baron von Biel ließ sein Adjutantenpferd mit losen Zügeln des Weges schlendern. In der Ferne folgte ein Reitknecht des Bankiers.

Die Unterhaltung stockte schon seit geraumer Zeit, und jeder hing seinen eignen Gedanken nach. Bankier Reichenstein dachte an Petroleumland und daran, daß die Früchte des theuren Extrazuges sich noch immer nicht recht zeigen wollten, Fräulein Rebekka grollte mit dem Leben und mit sich selbst darüber, daß sie sich manchmal in stillen Stunden auf Wünschen ertappte, die alles Gold ihres Vaters nicht erkaufen zu können schien, und Baron von Biel dachte an seine Schulden und daß es höchste Zeit für ihn sei, mit der Millionärin an seiner Seite ihnen ein Ende zu machen. Sie waren alle drei mit dem Lauf der Dinge nicht sehr zufrieden, und selbst auf Biels sonst nur den Ausdruck der Blasirtheit oder des Leichtsinns tragenden Zügen zeigten sich Sorge und Mißmuth.

Er konnte es sich nicht verhehlen, daß seine im Beginn so aussichtsvoll und einfach scheinende Bewerbung um Rebekka Reichenstein vollständig ins Stocken gerathen war. Der Bankier lud ihn zwar nach wie vor in sein Haus und behandelte ihn schon jetzt als zur Familie gehörig. Auch Biels Anschluß an die Morgenritte der Familie Reichenstein war auf seinen Wunsch erfolgt, da er seiner Tochter nicht zumuthen mochte, immer das gleiche langsame Tempo einzuhalten, das er für seine eigene Sicherheit liebte. Aber Baron von Biel verhehlte sich nicht, daß Reichensteins Entgegenkommen sehr gut nur der Eitelkeit entspringen könne, sich an der Seite einer Offiziersuniform zu zeigen, und daß Fräulein Rebekka selbst, die ihm im Anfang so leicht zu erobern geschienen, sich plötzlich hinter eine Launenhaftigkeit zurückgezogen, deren Ursache ihm zwar trotz allen Grübelns verborgen blieb, die es ihm aber unmöglich machte, sich ihr zu nähern. Er hatte freilich von Anfang an nicht daran gedacht, ihr Herz zu erobern. Wie ihm Rosenthal die Sache dargestellt, hatte er geglaubt, sie ganz geschäftsmäßig erledigen zu können: Einige Wochen Verkehr im Reichensteinschen Hause, eine Anfrage pro forma bei Tochter und Vater, Verlobung, Hochzeit, und bei dem gemeinschaftlichen Genuß der

Zinsen ihrer Million ein Leben nach Gefallen nebeneinander, ohne sich gegenseitig Zwang aufzuerlegen. Es wäre ihm wie eine Herabwürdigung seiner selbst erschienen, wenn man ihm die Zumuthung gemacht hätte, um dies Mädchen, dem er bereitwillig seinen Namen geben wollte, noch erst zu werben. Ihre Schönheit mußte er anerkennen, aber sie setzte ihn nicht in Flammen, und um eine Neigung zu fingiren, die er nicht empfand, fehlten ihm Schauspielertalent und Phantasie, selbst wenn er beabsichtigt hätte, sich zu einem solchen Spiel herbeizulassen. Die Fortschritte, welche er auf dem Wege zur Erwerbung der Million machte, markirten sich einzig durch die wachsende Ungenirtheit seines Verkehrs im Reichensteinschen Hause, aber durch nichts dokumentirte sich eine Annäherung an Fräulein Rebekkas Persönlichkeit. Seit jenem Abend bei Kroll hatte er sogar nicht selten eine offenbare Zurückweisung von Seiten der jungen Dame erfahren, eine schlechte Behandlung, die auf einem sehr geringen Grad von Achtung zu basiren schien, und die in grellem Kontrast zu der offen zur Schau getragenen Devotion stand, mit welcher „der Herr Baron“ im Hause des Bankiers zuerst empfangen worden war. Mehrmals hatte Baron von Biel gemeint, es sei das Beste, diesem ungewissen

Zustande durch eine Unterredung mit Reichenstein ein Ende zu machen, ihn einfach zu fragen, ob er ihm seine Tochter geben wolle oder nicht. Aber der Stolz, der manchmal aus Rebekkas Augen leuchtete, ließ ihn befürchten, daß diese Umgehung ihrer Person sie tödtlich verletzen werde, und aus der Art des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter erkannte er, daß bei auseinandergehenden Wünschen der Beiden derjenige der verwöhnten jungen Dame die meiste Aussicht habe, die Oberhand zu behalten.

In seinem Grübeln über die Ursache des Wechsels in Rebekkas Benehmen war Baron von Biel auch auf die Idee gekommen, sein Freund Dernburg könne die Schuld daran tragen. Aber als einzige Grundlage dieser Idee konnte er die Thatsache betrachten, daß der Wechsel von jenem Abend in der Loge der Krollschen Oper datirte. Er hatte damals Fräulein Rebekka und Herrn von Dernburg genau beobachtet, schon weil es ihn interessirte, zu sehen, wie Dernburg mit seinen strengen Ansichten über die beabsichtigte Verbindung sich im Verkehr mit der jungen Dame zeigen würde. Aber so genau er sich auch alle Einzelheiten jenes Abends zurückrief, er konnte nichts entdecken, was seinen Verdacht im geringsten bestätigte. Die Unterhaltung war nicht über

Allgemeines hinausgegangen, Dernburg hatte sich einer fast schroffen Zurückhaltung befleißigt — es war gar nicht denkbar, daß Rebekka, an deren vollkommener Herzlosigkeit er nicht zweifelte, in der kurzen Stunde eine Neigung für den ihr bis dahin gänzlich Fremden gefaßt haben konnte, trotzdem Baron von Biel offenherzig genug war, sich einzugestehen, daß er bei einem Vergleich ihrer beiden Persönlichkeiten den kürzern ziehen müsse. Ihm blieb nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und von der Zeit zu erwarten, daß sie ihm den goldenen Apfel in den Schoß werfen würde.

Es war langweilig genug, so zu Dreien nebeneinander herzureiten und doch jeder seinen eignen Gedanken nachzuhängen, meinte Baron von Biel zu sich selbst, nachdem er eine ganze Weile über seine Situation nachgedacht hatte. Nun, er wollte sich für die langweiligen Stunden entschädigen, wenn erst die schöne Rebekka und ihre Million ihm gehörten.

Baron von Biel hob erleichtert den Kopf und zog die Zügel seines Pferdes an, — sie näherten sich dem Kreuzungspunkt zweier Reitwege, wo etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Pferde geboten schien.

Das dichte Unterholz hinderte jeden Durchblick auf den Seitenweg, der weiche Boden erstickte jeden

Hufschlag, — fast wäre Herr von Dernburg, der in kurzem Galopp den Querweg herunterkam, gegen den Bankier Reichenstein angeritten. In der Weise, wie er sein Pferd parirte, zeigte sich der vollendete Reiter; seine ritterliche Erscheinung in der kleidsamen hellblauen Uniform kam zu Pferde zu bester Geltung, und die Freude an der Dressur des edlen Thieres hatte sein Gesicht höher geröthet und seinen Augen ein lebhafteres Feuer verliehen. Rebekka Reichenstein vergaß den Groll, den sie ihm seiner Unhöflichkeit wegen nachtrug, lachte ein helles, übermüthiges Lachen über die komische Figur ihres Vaters, der bei dem erschreckten Seitensprung seines schwerfälligen Braunen schleunigst in der Mähne desselben einen Stützpunkt gesucht, und begrüßte Dernburg in der freundlichsten Weise.

Herr von Dernburg entschuldigte sich höflich bei Reichenstein, und dieser fand seine Haltung wieder, sobald er sah, daß das ruhige Thier keine ernstlichen Absichten zeigte, sich seines Reiters zu entledigen. Es habe nichts auf sich, renommirte er, indem er sich den Anschein gab, als bearbeite er seinen Braunen zur Strafe mit den Sporen, — das Thier sei von etwas unruhigem Temperament und müsse

kurz im Zügel gehalten werden; aber er kenne seine Unarten und wisse es zu behandeln.

Herr von Dernburg und Baron Biel konnten ein Lächeln bei dieser Verleumdung des sanftmüthigen Thieres nicht unterdrücken; Rebekka aber lachte von neuem.

„Ich möchte Ihnen nicht rathen, Herr von Dernburg,“ sagte sie, sich kokett im Sattel wiegend, „sich Papas Rustan anzuvertrauen; er ist wirklich so wild und unbändig, daß Papas ganze Reitkunst dazu gehört, das wilde Thier zu meistern.“

Dabei versetzte sie ihrer feurigen Rappstute einen Schlag über den schlanken Hals, daß diese sich hoch aufbäumte und mit einigen graziösen Lançaden ihrer Reiterin Gelegenheit gab, die Festigkeit ihres Sitzes und die Sicherheit ihrer Zügelführung im glänzendsten Lichte zu zeigen.

Für Dernburg hatte alles ein lebhaftes Interesse, was mit einem schönen Pferde in Verbindung stand. Er empfand wohl die bewußte Koketterie der schönen Bankierstochter, aber sie stieß ihn nicht geradezu ab, da er sie zugleich als vollendete Reiterin bewundern mußte, und das edle Pferd, welches sie ritt, ließ ihn vergessen, daß es die Tochter des ihm widerwärtigen Reichenstein war, welche er vor sich

hatte. Er lobte aus voller Ueberzeugung Rebekkas Pferd, fragte, wo es herstamme, und bat um die Erlaubniß, sich den Herrschaften anschließen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm mit einem freundlichen Lächeln gewährt.

Fräulein Reichenstein hatte mit ihrer koketten Lançade noch einen anderen Zweck verfolgt, als den, sich von den Herren bewundern zu lassen. In der unauffälligsten Weise hatte sie ihre Rappstute neben Herrn von Dernburgs Vollblut placiert, dadurch der Möglichkeit vorgebeugt, daß ihr Vater denselben in Beschlag nahm, und sich zugleich der Gesellschaft des Baron von Biel entledigt. Sie setzte ihren Rappen sofort in einen schlanken Trab, da sie wußte, daß ihr Vater sich den Anstrengungen eines solchen nicht lange unterziehen würde.

Reichenstein versuchte kurze Zeit, den beiden in einem schwerfälligen Galopp zu folgen. Aber er gab die Bemühung bald wieder auf und ließ den Braunen in Schritt fallen.

„Lassen wir die Beiden," sagte er schnaufend zu Baron von Biel, der nothgedrungen an seiner Seite bleiben mußte. „Wenn ich Schritt reite, ist es Bewegung genug für mich; man soll den Körper nicht über Gebühr anstrengen."

Herrn von Biel war es eigentlich nicht unlieb,

eine halbe Stunde mit Reichenstein unter vier Augen vor sich zu haben. Wenn er es auch noch für verfrüht hielt, direkt um die Hand der Tochter des Bankiers zu bitten, so konnte es doch nichts schaden, wenn er vorsichtig sondirte, wie Reichenstein selbst über die Verbindung seiner Tochter mit ihm dachte. Er sei so freundlich in dem Hause Reichensteins aufgenommen worden, begann er daher, indem er sich bemühte, seiner Stimme einen möglichst gemüthvollen Klang zu geben, daß ihm der Verkehr von außerordentlichem Werthe geworden sei. Leider glaube er, bemerkt zu haben, daß Fräulein Rebekka ihn seit einiger Zeit mit prononcirter Kälte behandle. Wenn er sich auch keines Vergehens bewußt sei, so müsse ihm doch die Gewißheit genügen, daß er von der Dame des Hauses nicht mehr mit der Freundlichkeit von einst empfangen werde, und er gehe deshalb mit sich zu Rathe, ob es nicht besser sei, von Reichensteins freundlichen Einladungen weniger häufig als bisher Gebrauch zu machen.

Reichenstein hatte die lange Rede des jungen Mannes mit einer Miene angehört, als wisse er gar nicht, wo der hinaus wolle. Jetzt klopfte er ihm mit jovialer Vertraulichkeit auf die Schulter.

„Ach, mein verehrter Herr Baron,“ sagte er

zutraulich, „Sie wundern sich darüber, daß die Rebekka ihre Launen hat. Ich habe zwar bis jetzt noch nichts davon gemerkt, daß das Kind sie auch Ihnen zeigt. Aber läßt sie es mich fühlen, wenn sie schlecht geschlafen hat, warum sollte sie es andere nicht auch fühlen lassen? Darüber dürfen Sie sich bei so einer einzigen Tochter nicht wundern. Hat sie nicht alles noch eher, als sie es gewünscht hat? Da ist es kein Wunder, wenn sie einen eigensinnigen Kopf hat und nicht immer ein freundliches Gesicht macht. Aber daß Sie nicht mehr zu uns kommen sollen, das will sie gewiß nicht damit sagen."

Um den eigentlichen Kern von Biels Auseinandersetzung war der Bankier sehr schlau herumgegangen. Er hatte wohl gemerkt, daß es dem Baron darum zu thun war, zu erfahren, wie Rebekka eigentlich über ihn denke. Aber Reichenstein schwebte darüber selbst im Dunkeln, seit seine Tochter die überraschende Frage an ihn gerichtet, ob sie den Baron von Biel heirathen müsse. Herr von Biel glaubte indessen aus Reichensteins Antwort Entgegenkommen genug herausgehört zu haben, um dem Ziele etwas näher gehen zu dürfen.

Es würde auch sehr schmerzlich für ihn gewesen sein, den Verkehr im Hause des Bankiers wieder

einstellen zu müssen, meinte er daher. Er könne nicht leugnen, daß Fräulein Rebekkas Schönheit einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht und daß er sich der Hoffnung hingegeben habe, seine Neigung könne einst von ihrer Seite erwidert werden.

Bankier Reichenstein ließ ein aufmunterndes Kichern hören.

„Ich habe es mir wohl gedacht, daß die vielen theuren Blumen noch einen besonderen Zweck haben würden, und Rebekka wird darüber wohl auch nicht im Zweifel sein," sagte er, anscheinend gut gelaunt. „Nun, lassen Sie es sich nicht verdrießen, Herr Baron, wenn nicht alles so schnell geht, wie Sie geglaubt haben. Die Rebekka hat manchmal ihren Kopf für sich, aber sie pflegt doch Vernunft anzunehmen. Was mich anbetrifft, ich habe nichts dagegen; Sie sind zwar ruinirt, aber dafür kann ich Ihre Schulden ja bezahlen, wenn Sie erst zur Familie gehören."

Baron von Biel gab sich den Anschein, als ob ihn der letzte liebenswürdige Hinweis auf seine verzweifelte Situation außerordentlich belustige. Im übrigen war er mit dem Resultat der Unterredung nicht unzufrieden. Er hatte wenigstens die Ge=

wißheit, daß er Reichenstein als einen, wenn vielleicht auch nur passiven Verbündeten betrachten dürfe, und er klammerte sich wieder an die Hoffnung, daß der Glanz seiner siebenzackigen Krone die Gleichgültigkeit, mit welcher Fräulein Rebekka seine sonstigen persönlichen Vorzüge augenscheinlich betrachtete, aufwiegen würde.

Unterdessen waren Herr von Dernburg und Fräulein Reichenstein fortgetrabt, ohne sich ein einzigesmal nach den Zurückbleibenden umzuschauen. Beide schienen nur Augen und Gedanken für ihre Pferde zu haben; aber während Dernburg sich wirklich mit ganzer Seele an dem eleganten Fußsatz der edlen Thiere erfreute, war für Fräulein Rebekka das Ganze nur ein Mittel zu dem Zweck, ein Alleinsein mit Dernburg herbeizuführen. Erst als sie die Gewißheit hatte, daß ihr Vater und Baron von Biel weit zurückgeblieben waren, und daß es bei den viel verschlungenen Reitwegen des Thiergartens ganz in ihrem Belieben liege, wann sie sich von ihnen finden lassen wolle, mäßigte sie den Trab ihres Thieres.

„Wie gut die Pferde zusammen Schritt halten,“ sagte Dernburg.

Sie nickte ihm zu.

„Als ob sie nicht das erste Mal zusammengingen," erwiderte sie mit leuchtenden Augen. „Ich bin so froh, endlich einen Begleiter gefunden zu haben, der sein Pferd nicht schont. Es ist so langweilig, nur aus Gesundheitsrücksichten zu reiten, wie der Papa; und Ihr Freund, Baron Biel, ich kann mir nicht helfen, Herr von Dernburg, er sitzt zu Pferde wie ein Infanterist."

Dernburg lachte.

„Der Vergleich kann ihn nicht beleidigen, da er Infanterist ist," sagte er; „doch ich würde an Ihrer Stelle ihn denselben nicht hören lassen. Aber ich muß Ihnen mein Kompliment machen, mein Fräulein, Sie reiten wirklich — nun, es ist ein etwas derber Vergleich, aber Sie werden ihn mir nicht übel nehmen — wie ein — Kavallerist."

Fräulein Rebekka nahm den Vergleich nicht übel.

„Es freut mich, daß Sie doch etwas Lobenswerthes an mir finden," erwiderte sie und warf ihm einen feuchtschwimmenden Blick zu. „Es geht auch nichts über die Lust, zu Pferde zu sitzen, im Morgensonnenschein durch den Wald zu reiten und die ersten Lieder der Vögel zu hören —"

Hier besann sich Fräulein Rebekka, daß ihr

das Sentimentale nicht gut zu Gesicht stand. Sie ließ plötzlich die Reitgerte durch die Luft sausen und hob den schönen Kopf.

„Aber noch schöner denke ich es mir, über die Haide zu jagen mit dem Sturm um die Wette, bei dem monotonen Rauschen des fallenden Regens —“

„Oder im Tattersall mit Musikbegleitung zu kurbettiren,“ fiel Dernburg mit gutmüthiger Ironie ein. „Die Damen werden da nicht naß, sie erfreuen sich an den Klängen der Straußschen Walzer, und sie haben Gelegenheit, das neueste Reitkleid bewundern zu lassen.“

Rebekka lachte.

„Wie gut Sie uns Frauen kennen; ja, ja, ein wenig Gefallsucht ist uns allen eigen,“ erwiderte sie. „Aber es wird doch langweilig, immer dieselben Gesichter zu sehen, immer dieselben Musikstücke zu hören und immer in demselben kleinen Kreise umherzureiten. Mir wird es hier im Thiergarten schon zu eng; ich wünschte, Papa entschlösse sich, ein Gut zu kaufen, wo wir den Sommer zubringen könnten.“

„Warum sollte er nicht?“ sagte bitter Herr von Dernburg. „Es ist ja Mode geworden, daß die Herren von der Börse sich auch zu Grundherren machen.“

Die Bemerkung that ihm im nächsten Augenblicke leid; der harmlos ausgesprochene Wunsch des jungen Mädchens hatte ihn an so manchen alten Familienbesitz erinnert, der in jüdische Hände übergegangen war, in denen er nichts als ein Ausschlachtungsobjekt bildete oder einen passenden Ort, ein paar Sommerwochen dort zuzubringen. Der Gedanke hatte ihn mit Bitterkeit erfüllt, denn er war der Ansicht, daß der Grundherr noch andere Pflichten habe, als den möglichst höchsten Ertrag aus seinem Eigenthum zu ziehen, und daß ein Gut mit seiner Schaar von dem Wohlwollen des Besitzers abhängiger Familien anders behandelt werden müsse als eine Villegiatur. Aber was wußte das junge Mädchen von dem Druck, den jüdisches Kapital auf Groß- und Kleingrundbesitz ausübte — sie wünschte sich ein Gut, wie sie sich auch einen Fächer, einen Schmuck oder eine neue Equipage wünschte. Und doch hielt er ruhig Rebekkas forschenden Blick aus, mit dem sie ihn maß.

„Ich meine, mein Fräulein,“ sagte er ernst, „es ist das Wohlbefinden zu vieler Menschen von dem Umstande abhängig, daß ein Gut sich in den Händen eines Landwirthes oder doch wenigstens eines Mannes befindet, dem das Interesse der Landwirthschaft am

Herzen liegt. Sie werden von diesem Standpunkte aus meine Ihnen gegenüber vielleicht nicht ganz rücksichtsvolle Bemerkung erklärlich finden."

Das war ihr allerdings noch unverständlicher, denn niemand hatte sie gelehrt, das Wohlbefinden anderer Menschen den eignen Wünschen gegenüber in Betracht zu ziehen. Aber er gefiel ihr, auch wenn er ein ernstes Wort sprach.

„Ich verstehe nichts von diesen Sachen," erwiderte sie ohne Groll, „und ich fürchte, eine halbe Stunde im Thiergarten wird nicht ausreichen, mich klarer sehen zu machen. Aber ich gebe Ihnen recht in allen Sachen, die ich nicht zu beurtheilen vermag — können Sie mehr Nachgiebigkeit von einem eigensinnigen Kopfe verlangen? Und da ich also von jetzt ab dem Wunsche entsagen muß, meinen Rappen auf eignem Grund und Boden sich austoben zu lassen, wie denken Sie darüber, wollen wir nicht in dieser zu einem Rennen prächtig geeigneten Allee die Schnelligkeit unserer Pferde messen?"

Sie hatte schon den Oberkörper nach Jockeiart nach vorne geneigt und schaute ihn mit einem lebensprühenden Blicke an.

„Sie werden mir doch Gelegenheit geben,

Herr von Dernburg, die Niederlage, die Sie mir eben bereitet, auf anderem Felde wett zu machen?"

Dernburg kitzelte sein Vollblut mit den Sporen. „Es gilt, mein Fräulein: bis zum Flora-Platz."

Die Allee führte in gerader Linie auf den Platz zu, aus dessen Mittelpunkt ihnen die von Gartenanlagen umgebene Marmorstatue der Blumengöttin entgegenschimmerte. Herr von Dernburg war galant genug, der Dame eine halbe Pferdelänge Vorsprung zu geben. Aber Fräulein Rebekka schien mit diesem Zugeständniß der Höflichkeit nicht zufrieden; sie trieb mit Peitsche und Zuruf ihr Pferd zu verdoppelter Schnelligkeit an. In Windeseile, eine Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, flogen sie dem Ziele zu.

Da trat plötzlich hinter einem der starken, die Allee einfassenden Bäume ein Individuum in zerlumpter Kleidung hervor, hob die Arme, zwei Signalstangen gleich, empor und stieß ein wildes Gejohle aus. Fräulein Rebekkas Rappstute machte einen entsetzten Seitensprung, der die Reiterin der Herrschaft über das Pferd beraubte, und dann stürmte es wie rasend davon. Dernburg war Herr seines Pferdes geblieben und lockerte jetzt die Zügel, um wieder an die Seite der Dame zu kommen, denn er sah, daß sie alle Gewalt über das durch-

gehende Thier verloren hatte. Es stürmte blind vorwärts und mußte, wenn es nicht vorher aufgehalten wurde, unbedingt an dem die Gartenanlagen des Platzes umgebenden niedrigen Eisengeländer oder in den Guirlanden von wildem Wein, welche die einzelnen Rabatten der Anlage umhegen, zu Falle kommen. Im letzten Augenblick gelang es ihm, die beiden Pferde Kopf an Kopf zu bringen, und indem er das seine zugleich parirte, riß er die Rappstute mit einer Hand so kräftig an den Zügeln zurück, daß sie auf der Hinterhand zusammenbrach. Rebekka Reichenstein glitt mit einem leichten Aufschrei aus dem Sattel.

Herr von Dernburg sprang vom Pferde und warf die Zügel der beiden schäumenden Thiere einem der Reitknechte zu, welche auf dem Platze ihre Pferde bewegten. Als er Rebekka zu Hilfe eilen wollte, richtete diese sich schon selbst wieder auf. Sie war sehr blaß, aber sie lächelte ihn an.

„Sie kamen gerade zu rechter Zeit; ich wußte mit dem Thiere nichts mehr anzufangen."

Dernburg unterstützte sie und fragte besorgt, ob sie sich verletzt habe.

Sie verneinte; aber wie sie den einen Fuß

aufsetzte, lehnte sie sich plötzlich mit einem Wehlaut an seine Schulter.

„Der eine Fuß scheint doch etwas abbekommen zu haben,“ sagte sie leise und vor Schmerz die Zähne zusammenbeißend. „Ich glaubte, das Pferd wieder besteigen zu können, aber es geht nicht. Würden Sie mich wohl in einer Droschke nach Hause fahren, Herr von Dernburg?“

Er begleitete sie nach einer Bank und bat einen der hilfsbereit umherstehenden Spaziergänger, eine Drosche herbeizuschaffen; einen der Reitknechte beauftragte er, den Bankier Reichenstein aufzusuchen und ihn von dem Unfall zu benachrichtigen.

Das Fuhrwerk war früher zur Stelle als Rebekkas Vater. Dernburg hob die Verunglückte mit Hilfe einiger Umstehenden in den Wagen, setzte sich neben sie und gab dem Kutscher die Adresse der Reichensteinschen Wohnung. Augenscheinlich litt Fräulein Reichenstein bei dem Stoßen des auf sehr mangelhaften Federn ruhenden Gefährtes, ihr Gesicht wurde bleicher, und Dernburg glaubte, sie werde die Besinnung verlieren. Aber sie nahm all ihre Energie zusammen, und als sie vor der Thür der Reichensteinschen Villa anlangten, konnte sie der mit allen Zeichen des Schreckens heraus-

stürzenden ältlichen Anstandsdame und den Domestiken beruhigende Versicherungen geben.

Herr von Dernburg half, sie zu unterstützen, bis sie den Salon erreichten, wo Rebekka auf einem der bequemen Divans die Ankunft des Arztes erwarten zu wollen erklärte. Sie reichte Herrn von Dernburg die Hand.

„Ich danke Ihnen! Sie hatten nicht die Absicht, das Haus meines Vaters zu besuchen, Herr von Dernburg. Nun sind Sie doch gekommen — wird das erste Mal auch das letzte Mal bleiben?“

„Ich hoffe, daß es mir gestattet sein wird, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, mein Fräulein,“ erwiderte Dernburg mit einer förmlichen Verbeugung.

Ihr Auge folgte ihm, als er das Zimmer verließ, mit einem Ausdruck von Bewunderung, Sehnsucht und Ungeduld.

X.

Die eigenthümliche Stimmung, welche Herrn von Dernburg seit der Landpartie mit Wilbergs, wo er in Else Wilberg sein Ideal der Weiblichkeit kennen gelernt zu haben meinte, beherrschte, hatte durch das Abenteuer mit Rebekka Reichenstein neue Nahrung empfangen. Er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß die schöne Bankierstochter ihn mit interessirten Augen ansah. Das verwöhnte Mädchen war ihm zu auffallend entgegengekommen, hatte trotz seiner mehrfachen Zurückweisungen ihm niemals eine Empfindlichkeit gezeigt, und Fräulein Rebekkas Blicke hatten eine so lebhafte Sprache gesprochen, daß ein von aller geckenhaften Eitelkeit freier Mensch, wie Dernburg es war, sie unmöglich mißverstehen konnte. Aber das ihm entgegengetragene leidenschaftliche Gefühl des jungen Mädchens erfüllte Dernburg mit einer doppelten Unruhe. Einmal fürchtete er, die Pläne und Hoffnungen des Barons von Biel zu zerstören, und so wenig er auch mit denselben sym-

pathisirte, so war es ihm doch peinlich, ein Hinderniß dessen zu werden, was der Jugendfreund nun einmal für sein Glück und seine Rettung ansah. Anderseits fühlte er sich von der Neigung der schönen Jüdin eher abgestoßen als angezogen, und es lag ihm ferne, in dem eitlen Triumph über ein Mädchenherz eine Genugthuung zu empfinden. Selbst wenn er die Verschiedenheit des Glaubens nicht als ein unübersteigliches Hinderniß einer zu glücklichem Ausgang führenden Neigung angesehen hätte, würde sein Herz sich doch niemals für die schöne Bankierstochter erwärmt haben. Dazu vermißte er zu viel des Weiblichen in ihr, jene mädchenhafte Scheu und keusche Grazie, die er als höchste Frauentugend verehrte.

Gerade das Wesen der schönen Rebekka brachte es ihm zum Bewußtsein, daß er über sein Herz nicht mehr zu verfügen habe. Er verglich ihr Entgegenkommen mit der Zurückhaltung, welche er bei aller Offenheit ihrer Natur bei Else Wilberg fand, und er fühlte, daß das einfache Mädchen ihn fesselte, während die elegante Weltdame ihn abstieß. Seit jener Landpartie war er ein häufiger Gast bei Wilbergs gewesen. Er hatte beim Abschied Else und ihren Bruder gebeten, sie besuchen zu dürfen,

und diese Erlaubniß war ihm freundlich ertheilt worden. „Wenn er mit ihrer einfachen Häuslichkeit vorlieb nehmen wollte,“ hatte Else hinzugefügt. Dernburg war Abends gekommen, wie die Geschwister ihn gebeten hatten. Er fand freundliche Aufnahme auch bei der Mutter, in der er eine feingebildete, leidende Matrone kennen lernte, deren Wesen auch die Anziehungskraft erklärlich machte, welche ihre Kinder auf den sonst an den Verkehr in der sogenannten besten Gesellschaft gewöhnten Dernburg ausübten. Der junge Offizier glaubte in den durchgeistigten Zügen der von Kränklichkeit frühzeitig gealterten Frau die Spuren eines herben Schicksals zu lesen, welches sie in diese Umgebung und Lage geführt. Aber er war zu zartfühlend, um nach der Vergangenheit zu fragen, und Frau Wilberg selbst machte niemals eine Aeußerung, die darauf hätte schließen lassen, daß sie einst in glänzenderen Verhältnissen gelebt oder daß sie mit der Gegenwart nicht zufrieden sei. Sie schien alles Glück, das sie noch vom Leben erwartete, in der Liebe ihrer Kinder, die ihr im reichsten Maße zu Theil wurde, zu finden.

Die Abende bei Wilbergs verstrichen Dernburg bei anregender Unterhaltung oder fesselnder Lektüre wie im Fluge. Durfte er doch dann Else beobachten,

wie sie wirthschaftlich waltete oder wie ihre schlanken Finger mit nimmermüder Geschäftigkeit den Faden durch die Stickerei zogen. Der Schein der Lampe strahlte einen Heiligenschein um ihr blondes Köpfchen, wenn sie mit ernsthaftem Gesichte während der Arbeit zuhörte. Aber noch reizender war es, wenn sie plötzlich aufblickte und bei einem Scherz mit ihren freundlichen Augen zu ihm hinüberlachte. Dernburg wußte, daß sein Kommen von allen gern gesehen wurde, und er selbst fühlte sich in dieser einfachen, bescheidenen Häuslichkeit so wohl, wie es ihm sonst nur im Elternhause geworden war.

Einen Mißton in die reine Harmonie dieser Abende brachte nicht selten die Anwesenheit Kathinkas, der Braut Wilbergs. Frau Wilberg hatte es Dernburg bei näherer Bekanntschaft offen ausgesprochen, daß sie wohl gehofft habe, die Wahl ihres Stiefsohnes auf ein anderes Mädchen fallen zu sehen. Sie habe sich nicht berechtigt geglaubt, ihm ein abrathendes Wort zu sagen, weil sie gefühlt, daß sein Herz an dem schönen Mädchen hänge, und weil er ihr, der Mutter, lange genug seine Selbständigkeit geopfert. Aber sie fürchte, die Eitelkeit und Putzsucht der schönen Kathinka Meixen, sowie ihr entschiedener Mangel an Innerlichkeit würden ihren

Sohn seine Wahl einst bedauern lassen. Dernburg mußte ihr darin vollständig recht geben; auch Kathinkas Mutter, welche mit ihrer Tochter aus ihrer eine Treppe höher gelegenen Wohnung herabzukommen pflegte, schien ihm wenig in diesen Kreis zu passen. Sie war die Wittwe eines kleinen Beamten, die es offen aussprach, daß sie nach dem Tode ihres Mannes nur deshalb das winzige Provinzialstädtchen mit der Reichshauptstadt vertauscht, weil sie geglaubt habe, hier mehr Vergnügen für sich und ihre Tochter und für letztere leichter einen Mann zu finden. Eine derbe Person noch in den besten Jahren, ließ sie es nach Art gewöhnlicher Frauen durchblicken, daß sie eine Wiederverheirathung für sich selbst nicht ganz aus dem Bereich ihrer Berechnungen gelassen habe.

Nicht selten empfand Frau Wilberg die Lebhaftigkeit Kathinkas so lästig, daß sie die jungen Leute aufforderte, einen Spaziergang zu machen und in einem der Vergnügungsgärten ein Glas Bier zu trinken. Dernburgs größte Sorge war es dann, Frau Meixen eine Betheiligung an solcher Partie auszureden, denn sie machte Ansprüche darauf, von ihm geführt und unterhalten zu werden. Aber wenn er die respektable Dame glücklich bewogen hatte, zu

Hause zu bleiben, war er mit solchem Vorschlage ganz einverstanden, denn dann durfte er Elsens Arm in den seinen nehmen, und während Wilberg mit seiner Braut beschäftigt war, fand er Zeit und Gelegenheit, Else manches Wort zu sagen, das nur für ihr Ohr bestimmt war.

Das waren keine Liebesworte, denn Dernburg war gewissenhaft genug, dem jungen Mädchen gegenüber, das er noch immer über seine soziale Stellung täuschte, nicht ein Thema zu berühren, dessen Abschluß für ihn selbst noch im Dunkeln lag. Er empfand auch ohne direktes Aussprechen, daß sie ihn verstand. Aber sein Gewissen regte sich von Tag zu Tag mehr und mahnte ihn, auf ein glückliches Ende zu sinnen. Er verhehlte es sich nicht, daß er des jungen Mädchens Bekanntschaft in einer frivolen Stimmung gesucht; ihre äußere Erscheinung hatte ihn gereizt, und er hatte eines jener kleinen Abenteuer erwartet, über die der Moralkodex der modernen weltstädtischen Jugend mit gedankenloser Leichtigkeit hinweggleitet. Nun hatte er so viel mehr in ihr gefunden, als er zu finden erwartet — statt der leicht zu gewinnenden und leicht zu vergessenden Tochter des Volkes ein Mädchen, dessen Schönheit und Seelenreinheit ihn mit einer wahren

und starken Neigung an sich fesselte. Und gegen diese schien sich ein Berg von unübersteiglichen Hindernissen anzuthürmen. Seine soziale Stellung, der Rock, welchen er trug, die Abhängigkeit von seinen Eltern und endlich die begreifliche und nicht zweifelhafte Abneigung derselben, ein Mädchen, das von seiner Hände Arbeit lebte und dessen hohen inneren Werth sie nur als in der Einbildungskraft ihres verliebten Sohnes vorhanden glauben würden, als Tochter anzuerkennen!

Dazu kamen noch die finanziellen Verlegenheiten, in denen sich Dernburg befand. Er war sich darüber klar, daß sie überwunden sein mußten, ehe er daran denken konnte, einen Schritt einzuleiten, der die Bahn für alle ferneren Wünsche ebnen sollte. Die Reise zu den Eltern, welche er immer wieder aufgeschoben, theils aus begreiflicher Scheu vor dem Zweck derselben, theils weil er sich die wenigen Stunden in der Gegenwart der Geliebten nicht verkürzen wollte, mußte endlich angetreten werden. Dernburg nahm sich für einige Tage Urlaub und suchte den Grafen Romstedt auf, mit dem er nach dessen Rückkehr von seiner Geschäftsreise nach Petroleumland mehrfach zusammengetroffen war, um ihn aufzufordern, sich ihm anzuschließen und seinen

Eltern die Freude eines Besuches zu machen. Er hatte das Gefühl, als könne ihm die Gegenwart des welterfahrenen und ihm mit augenscheinlichem Wohlwollen zugethanen Mannes bei seiner Auseinandersetzung mit dem Vater vielleicht von Nutzen sein.

Er fand den Grafen Romstedt in einer ernsten, fast wehmüthigen Stimmung.

„Es ist, als wollte mich das Schicksal zum zweitenmal mit Ihrer freundlichen Einladung mahnen, meine Rückreise nach Amerika noch aufzuschieben,“ sagte der Graf, nachdem Herr von Dernburg ihm den Zweck seines Besuches erklärt und hinzugefügt, daß seine Eltern es ihm dringend ans Herz gelegt, nicht ohne bestimmte Zusage des Grafen sich zu verabschieden. „Beide Schicksalsmahnungen kommen in so freundlicher Gestalt, daß ich ihnen nicht widerstehen kann. Die Einladung Ihres Vaters, die Sie mir bringen, ruft die herrlichen Tage der Jugendfreiheit zurück, die ich mit ihm gemeinschaftlich genoß. Eine Begegnung, ein reizendes Mädchengesicht, das mir der Zufall vor einigen Tagen entgegenführte, versetzte mich in die Zeit meines kurzen Liebesglückes; ich konnte glauben, zwanzig Jahre meines Lebens seien ausgelöscht, und ich erblickte sie zum erstenmal —“

Graf Romstedt unterbrach sich und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Sie halten mich vielleicht für einen Roué, dessen altes Herz noch einmal durch eine weibliche Erscheinung in Flammen gesetzt wurde,“ fuhr er fort, indem er sich erinnerte, daß Dernburg über die zwanzig Jahre zurückliegende Zeit nicht orientirt sei und sich durch des Grafen Enthusiasmus sehr leicht zu irrigen Vermuthungen verführen lassen könne. „Schenken Sie mir eine halbe Stunde, mein lieber junger Freund; es ist mir ein Bedürfniß, mich auszusprechen, und meine Geschichte ist lehrreich für jeden Mann Ihres Alters. Sie rauchen, nicht wahr? Es hört und erzählt sich besser, wenn der krause Dampf der Cigarren dem Auge Beschäftigung bietet.“

Graf Romstedt präsentirte Cigarren und setzte sich Dernburg gegenüber. Sein ganzes Wesen hatte etwas Nervöses, als sei sein Innerstes durch einen neuerlichen Vorgang aufgerührt, und die weltmännische Ruhe, welche ihn sonst auszeichnete, war einer Erregung gewichen, an der die Erinnerung des Vergangenen und die Erwartung des Kommenden vielleicht gleichen Antheil hatten.

„Wir waren ein paar unzertrennliche Kameraden,

Ihr Vater und ich," begann der Graf, während Dernburg mit lebhaftem Interesse zuhörte. „Ihr Vater vielleicht ein wenig ernster als ich, dem das Blut unbändiger durch die Adern rollte, als gerade wünschenswerth. Aber auch er schreckte niemals vor einem tollen Streich zurück, von denen keiner, ich kann es mit Genugthuung sagen, die Grenzen überschritt, welche ein anerzogener ritterlicher Sinn und das Bewußtsein der moralischen Verantwortlichkeit auch dem überschäumendsten Jugendmuthe stecken sollen. Nach einigen Jahren ehrlich genossener Daseinsfreude lernte Ihr Vater ein Mädchen kennen, ihm gleich an Stellung, Familie und Erziehung, und da er seine Neigung erwidert fand, wurde sehr bald aus dem lustigen Junggesellen ein glücklicher Ehemann. Er nahm den Abschied, übernahm das väterliche Gut — von dem, was weiter aus dem Genossen meiner ersten Jugendfreuden wurde, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Sie haben das ja besser beobachten können als ich."

Ueber Dernburgs männliche Züge flog ein heller Schein der Freude; er dachte an das ungetrübte Glück seines Elternhauses.

„Die scherzhaft ausgesprochene Hoffnung Ihres Vaters, mich bald seinem Beispiele folgen zu sehen,"

fuhr Graf Romstedt fort, „ging nicht in Erfüllung. Ich fand keine Frau, die meinen Ansprüchen genügt hätte, und wilder und wilder stürzte ich mich in den Strudel des Genusses. Es schien fast, als sei mit Ihrem Vater mein guter Genius von mir geschieden, so ganz ließ ich mich in den nächsten Jahren von einer unbändigen Lebenslust fortreißen. Die Kameraden nannten mich den ‚tollen‘ Grafen, und ich setzte eine Ehre darein, den Namen zu verdienen. Zu meinem Glück war meine Natur den ihr zugemutheten Strapazen und Aufregungen gewachsen — ich trug aus diesem wüsten Genußleben nicht einen zerrütteten Körper davon. Daß ich auch mit gesundem Geiste daraus hervorging, das verdanke ich einer Frau, die mein Schutzengel wurde und blieb, trotzdem ich sie durch eigne Schuld verlor.“

Graf Romstedt machte eine kurze Pause.

„Im Hause meiner Verwandten lernte ich ein Mädchen kennen, das für meine Zukunft entscheidend werden sollte. ‚Fräulein Elise‘ nannte sie jeder kurzweg, der irgend einen Wunsch an sie hatte. Trotzdem sie nur als Gouvernannte für die Kinder engagirt war, schien sie alle Obliegenheiten einer gütigen Hausfee mit übernommen zu haben. Sie legte den Kindern bei Tisch vor, führte sie spazieren, suchte der Frau des

Hauses die verlorene Stickerei, las ihr vor, wenn die Migräne sie plagte, beaufsichtigte das Dienstpersonal — und das alles mit einer Geräuschlosigkeit und stillen Anmuth, die mir, dem an Trubel und Spektakel Gewöhnten, wie ein wahrhaftes Wunder erschien. Ich glaubte außerdem, das Alter herannahen zu fühlen, sehnte mich nach einer weiblichen Hand — kurz, ich liebte Fräulein Elise und warb um sie. Die Verwandten schüttelten natürlich die Köpfe — was ging das mich an. Ich quittirte den Dienst, heirathete das Mädchen, das ich liebte und von dem ich wieder geliebt worden wäre, auch wenn ich nicht Graf und in ausreichender finanzieller Lage gewesen, und zog mich auf meine Güter zurück. Was sollte ich mit meiner Frau in der großen Welt? Sie empfand keine Sehnsucht nach ihr, ich hatte sie zur Genüge genossen, und es wäre mir leid darum gewesen, durch die Ansprüche der hohlen, konventionellen Gesellschaft eine einzige Stunde stillen Glückes an der Seite meiner Frau einzubüßen."

Graf Romstedt seufzte.

„Ich wünschte, wir hätten unser stilles Schloß niemals verlassen. Aber es kam eine Zeit, in der meine Frau ausreichender ärztlicher Hilfe bedurfte, und so brav der alte Doktor, welcher die Menschen

in meinem Dorfe und der ganzen Umgegend behandelte, auch sein mochte, er wohnte mehrere Stunden entfernt in der nächsten Stadt, und ich konnte meine Frau nicht der Möglichkeit aussetzen, daß er nicht gleich zur Hand oder, wenn er gerade auf einer Krankentour über Land, überhaupt nicht aufzufinden war. Ich nahm für die Wintermonate eine Wohnung in Berlin — hier, wo alle Bequemlichkeiten zur Hand, für ausreichendste Hilfe leicht zu sorgen war, wollte ich die Geburt eines Stammhalters, so hoffte ich, erwarten. Ich fürchtete mein Temperament und ging den Genossen meiner Junggesellenjahre möglichst aus dem Wege. Der Zustand meiner Frau verbot, sie in die Gesellschaft einzuführen; ich hätte sonst, weiß Gott, darauf gedrungen, so wenig uns beiden daran lag, schon weil ich wußte, man würde in diesen Kreisen glauben, ich schäme mich meiner Wahl, wenn ich sie nicht in den Salons präsentirte. Wahrhaftig, ich war immer noch stolz auf sie und bereute keinen Augenblick den Schritt, den ich gethan. Der erwartete Augenblick rückte näher und näher, meine Frau konnte nicht mehr wie sonst um mich sein, für mich sorgen, mich aufheitern — sie selbst bedurfte der Pflege und Rücksichtnahme. Das war eine Situation, in welche mein kaum gebändigter

Egoismus, die vor kurzem erst aufgegebene schrankenlose Freiheit sich nicht zu finden vermochten. Ich sollte den Tag über zu Hause weilen, einsam oder an dem Ruhebette einer leidenden Frau, ich, der ich daran gewöhnt, in lärmender Gesellschaft zu sein oder in rüstiger Thätigkeit auf meinen Besitzungen — ich hielt es nicht aus. Ich suchte den Klub auf, die Kameraden umjubelten mich, der ‚tolle‘ Graf ist wieder da, hieß es — und es war, als ob mit dem ersten Schritt in diese Gesellschaft ein Dämon mich packte, der mich nicht mehr aus seinen Krallen ließ. Ein Leben begann, toller als ich es jemals vor meiner Verheirathung geführt, eine Orgie folgte der anderen, um die Reue und Selbstvorwürfe über die vorhergegangenen zu übertäuben. Vielleicht hätte ich mich auf mich selbst, auf meine Pflichten besonnen, wenn meine Frau mir nur ein einziges Mal ernsthafte Vorwürfe gemacht hätte. Aber sie sagte nichts, wenn ich früh morgens nach durchzechter Nacht nach Hause kam, es war nicht ihre Art, die Menschen mit Worten zu bekehren, sie litt ihren Kummer still in sich hinein. Das machte mich noch toller, diese großen Augen mit dem Ausdruck des Erstaunens auf mich gerichtet zu sehen, diesen Zug stillen Leidens um den Mund, und doch

kein Wort des Vorwurfs und der Anklage. Tröstete sie sich selbst damit, daß sich unser Leben wieder anders gestalten würde, sobald sie selbst wieder wohlauf? Ich weiß es nicht. Als die Stunde kam, in der ich gehofft hatte, einen Sohn in meinen Armen zu wiegen, brachte mir die weise Frau in das Nebenzimmer nur eine Tochter. Nur eine Tochter! Ich lachte und ging, ich sah das Kind nicht an, ich nahm die Tochter nicht in meine Arme, und als ich wiederkehrte, war es mit wüstem Kopf und Hirn. Wochen hindurch sah ich meine Frau kaum, und als ich eines Tages kam, war sie verschwunden, verschwunden mit dem Kinde! Ihr Stolz bäumte sich dagegen auf, Gräfin Romstedt nur dem Namen nach zu sein, sagte sie in einem nachgelassenen Schreiben. Sie habe das Opfer, welches ich ihr mit meiner Hand und meinem Namen gebracht, angenommen, weil sie mich geliebt und weil sie geglaubt, daß meine Liebe zu ihr stark genug sei, um mir den Schritt nicht leid werden zu lassen. Sie habe sich überschätzt und gebe mir zurück, was ich in einem Augenblick der Uebereilung ihr gegeben. Ihr Anwalt sei angewiesen, auf alle meine Vorschläge betreffs der einzuleitenden Scheidung einzugehen. Ihr Kind nehme sie mit sich; da es ja nur eine Tochter sei, werde ich damit

einverstanden sein. Um aber, falls ich doch vielleicht anderen Sinnes werden sollte, das einzige, auf das sie Werth lege, sich zu retten, werde sie mir ihren und unsers Kindes künftigen Aufenthalt verbergen.“

Graf Romstedt zupfte nervös an der Tischdecke.

„Als ich sie nicht mehr sah, da wußte ich, was ich an ihr verloren hatte,“ sagte er, und trotzdem er mit gedämpfter Stimme sprach, klang es Dernburg wie ein Aufschrei des Schmerzes. „Das Haus war leer, das Leben öde, die Genossen meiner durchlärmten Nächte ekelten mich an — ich suchte den Rechtsanwalt auf, an den mich meine Frau gewiesen, ich flehte ihn an, mir zu sagen, wohin sie sich gewandt — er wußte nichts und wollte nichts wissen. Er habe nur den Auftrag der Frau Gräfin, die Scheidung unter allen Umständen und sobald als möglich durchzuführen, was ja auch wohl keine Schwierigkeiten haben werde, da meine Frau nichts dagegen habe, als der schuldige Theil zu gelten, jede Revenue von meiner Seite ablehne und nur beanspruche, ihr Kind zu behalten. Ohne Mittel war sie fortgegangen, nur das Nothwendige an Wäsche und Garderobe mit sich nehmend und ein paar hundert Thaler, ihre Gouvernantenersparnisse, auf die sie immer

stolz gewesen war — selbst ihr Schmuck fand sich wohlgeordnet vor. Ich wußte sie, die ich liebte, einsam, ohne Mittel, ohne Freunde, mit ihrem, mit meinem Kinde in der Welt umherirrend, und sie war stolz und wollte nicht einmal dulden, daß der Vater für sein Kind sorgte. ‚Nein,‘ sagte ich dem Anwalt, ‚nein, ich willige nicht in die Scheidung, nicht eher, bis ich sie noch einmal gesehen habe.‘ Der Anwalt zuckte ruhig die Achseln: ‚So suchen Sie.‘ Und ich suchte, monatelang, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen, mit allem Spürsinn der Verzweiflung. Ich mußte mich ihr zu Füßen werfen, mußte sie um Verzeihung anflehen, sie mußte zu mir zurückkehren um meinetwillen, um unsers Kindes willen, sie mußte vergeben, wenn es mir gelang, sie aufzufinden — — ich habe sie nicht wiedergesehen!“

Graf Romstedt legte wenige Sekunden die Hand über die Augen.

„Vielleicht war die Strafe zu hart,“ fuhr er dann gefaßter fort, „aber sie entsprang einer edlen Empfindlichkeit, die ich achten lernen mußte. Ich willigte endlich in die Scheidung, aber Europa war mir verleidet. Auf meinen Besitzungen erinnerte mich alles an das verlorene Glück — ich verkaufte sie. Ein Leben wie das, welches zu der Katastrophe

geführt, widerte mich an. Ich brauchte Arbeit, um wenn auch nicht zu vergessen, doch das Dasein erträglich zu finden, nicht Arbeit, wie sie sich hier bietet, sondern Arbeit, die dem Kampf um das Leben gleichbedeutend ist. Ich siedelte über nach Amerika, lebte als Trapper, als Ansiedler, besuchte die Goldfelder Kaliforniens, nicht aus Golddurst, sondern weil die Abwechselung mir zum Bedürfniß geworden. Die Umstände führten mich schließlich zu einer einflußreichen Stellung in der Pennsylvania-Oel-Kompagnie, und das dieser Gesellschaft von dem Bankier Reichenstein offerirte Geschäft war es endlich, welches mich meine Schritte wieder noch Europa lenken ließ."

Der Graf schwieg.

„Und Sie haben nie wieder etwas von Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Kinde gehört?" fragte Herr von Dernburg mit einer Stimme, in welcher deutlich die Theilnahme vibrirte.

„Nichts," sagte tonlos Graf Romstedt. „Auch die Summen, welche ich jährlich dem Rechtsanwalt meiner Frau für ihre Bedürfnisse angewiesen, sind unberührt geblieben. Aber ich bin überzeugt, daß sie sowohl wie mein Kind noch am Leben. Es wäre unmenschlich, mich von dem entgegengesetzten Fall nicht benachrichtigt zu haben."

„So dürfen Sie die Hoffnung auch nicht aufgeben, Ihr Kind wiederzufinden,“ sagte Herr von Dernburg.

„Das ist ein Gedanke, den ich lange Zeit hindurch aufgegeben hatte,“ erwiderte Graf Romstedt. „Aber es ist sonderbar, wie ein geringfügiger äußerer Anlaß die gesunkene Hoffnung wieder anfachen kann. Und das war's ja, was mich darauf brachte, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Als ich vor einigen Tagen zwecklos in den Straßen flanire, tritt aus einem Tapisserieladen, dessen künstlerische Stickereien ich eben im Schaufenster bewundert hatte, ein junges Mädchen, so ganz in jeder Bewegung, in der Haltung des Kopfes, im Schnitt des Gesichtes mich an meine Frau erinnernd, daß ich die zwanzig Jahre vergesse und den halblauten Ausruf: ‚Elise!‘ nicht unterdrücken kann. Erst der fremde Blick, mit dem sie mich streifte, brachte mich wieder zu mir, und ehe ich mich noch ganz von meinem Erstaunen über die seltsame Aehnlichkeit erholt und aus der zwanzig Jahre zurückliegenden Vergangenheit in die Gegenwart zurückversetzt hatte, war das junge Mädchen in einem Wagen der vorübereilenden Pferdebahn meinen Blicken entschwunden. Ich mußte nachher selbst über mich und über meine Erregung lächeln, aber ich konnte

es doch nicht unterlassen, mich in dem Laden nach dem Namen des jungen Mädchens zu erkundigen. Man nannte mir ziemlich unfreundlich — jedenfalls legte man meinen Fragen nicht ganz lautere Motive unter — einen völlig indifferenten."

„Glauben Sie denn, Herr Graf, daß Ihre Frau Gemahlin nach ihrer Trennung Ihren Namen fortgeführt haben wird?" fragte Herr von Dernburg, veranlaßt durch das Gewicht, welches Graf Romstedt auf diesen Punkt zu legen schien.

„Keineswegs," erwiderte der Graf. „Ich bin sogar überzeugt, daß sie ihren Familiennamen wieder angenommen hat. Die Gräfin Romstedt hätte sich vor meinen Nachforschungen nicht verbergen können, der Frau Heinrichs konnte das unter der Menge gleicher und ähnlicher Namen nicht schwer werden. Aber der mir in dem Tapisserieladen genannte war ein mir völlig fremder — ich hatte auch nicht im Ernst erwartet, durch einen Zufall nach Jahren zu erreichen, was meinen monatelangen mit allen Mitteln unterstützten Nachforschungen nicht gelungen war. Aber die Begegung regte mich an, die Hoffnung nicht aufzugeben, von neuem nach den Verlorenen zu suchen, vielleicht daß mir unmittelbar nach jener Katastrophe die nöthige Ruhe fehlte, um alle Maßregeln so um=

sichtig zu treffen, wie es der gewünschte Erfolg erheischte. Und dann scheute ich mich damals, die Oeffentlichkeit in Anspruch zu nehmen; jetzt werde ich kein Mittel unbenutzt lassen — und findet meine Frau, daß ich in zwanzig Jahren mein Vergehen nicht genug gebüßt, so verlange ich wenigstens das Recht, meine Tochter auf den Platz zu stellen, der ihr im Leben gebührt."

Herr von Dernburg war der Erzählung des Grafen Romstedt mit einem doppelten Interesse gefolgt. Das Schicksal des alten Herrn, der ihm von Beginn ihrer Bekanntschaft an so viel Wohlwollen gezeigt, forderte Dernburgs Theilnahme heraus. Zugleich aber sagte er sich, daß der Graf, der sich trotz aller Erfahrungen ein so warmes Herz bewahrt hatte, auch für seine Liebe zu Else Wilberg volles Verständniß haben und ihm ein vortrefflicher Bundesgenosse sein würde, wenn es galt, die Einwilligung seiner Eltern zu erringen. Er nahm sich vor, wenn möglich schon die gemeinsame Reise nach Liebenwalde zu benutzen, um den Grafen, der ihm die feste Zusage seiner Begleitung ertheilt, in sein Verhältniß zu der Wilbergschen Familie einzuweihen, sich von ihm Rathes zu erholen und seinen Beistand zu erbitten.

XI.

Herr von Dernburg war abgereist, um einen vierzehntägigen Urlaub im Elternhause zu verleben; Wilbergs hatte er bei seiner Verabschiedung gesagt, er müsse eine Geschäftsreise antreten. Else Wilberg machte sich nicht viel Gedanken darüber, wohin ihn seine Reise führe und welchen Geschäften er nachgehe. Sie setzte das feste Vertrauen in ihn, daß er wiederkehren werde, und schienen ihr auch die Stunden der Abende, in denen er in dem kleinen Familienkreise fehlte, sich länger zu dehnen, so wußte sie doch, daß jede derselben sie dem ersehnten Wiedersehen näher führte.

Auch Frau Meixen mit ihrer schönen Tochter kam seltener zu Wilbergs. Sie hatte nun doch in dem großen Berlin Bekannte aus früheren Zeiten getroffen, mit denen sie einen fleißigen Verkehr unterhielt, wie sie und Kathinka erzählten; ältere Freundinnen von Frau Meixen, die es kaum gern

gesehen hätten, wenn Wilberg seine Braut und die künftige Schwiegermutter bei diesen Besuchen begleitete. In Wahrheit war es den beiden beweglichen Naturen zu still im Wilbergschen Familienkreise geworden. Kathinka Meixen fing an, in ihrer Verlobung mit Richard Wilberg einen übereilten Schritt zu sehen, und ihre Mutter unterstützte sie in dieser Anschauung. Beide Frauen hatten aus dem Zuschnitt des Wilbergschen Hausstandes geschlossen, daß außer dem Ertrage der Arbeit ihnen noch der Zinsgenuß eines kleinen Vermögens zu Hilfe kommen müsse, und Kathinka war ebensowohl durch Wilbergs persönliche Eigenschaften wie durch die Meinung, eine für ihre Verhältnisse sogenannte gute Partie zu machen, dazu bewogen worden, der Werbung des jungen Mannes Gehör zu geben. Nun belehrte sie der nähere Einblick in die Häuslichkeit der Familie Wilberg, daß es eben nur der regere Fleiß dieser drei Menschen war, welcher ihnen gestattete, sich das Leben mit einem Schein von Wohlhäbigkeit zu gestalten, und daß auch sie als Wilbergs Frau tüchtig werde die Hände rühren müssen. Von der Mutter verwöhnt und dazu erzogen, durch eine Heirath ihr Glück zu machen, stieg in Kathinka der Gedanke auf, daß sie in all dem Glanze und Luxus der Weltstadt

wohl berechtigt sei, ein anderes Loos für sich zu fordern, als das an der Seite Wilbergs sein würde, und daß sie übel berathen gewesen war, als sie, kaum angekommen und durch die ungewohnten großstädtischen Verhältnisse noch verwirrt, sich ihre Zukunft schon aus der Hand gegeben hatte. Eine kleine Pension der Mutter gestattete den beiden Frauen, unbehelligt von wirklichen Sorgen zu leben. Kathinka beschloß, sich ihren Bräutigam zwar als eine Reserve zu bewahren, aber doch in dem großen Berlin Umschau nach einem anderen, glänzenderen Schicksal zu halten, und ihre Mutter war damit einverstanden. Die plötzlich aufgefundenen alten Bekannten waren nichts als ein Vorwand, den sie benutzten, ihre selteneren Besuche bei Wilbergs und ihre häufigeren Ausgänge zu entschuldigen. Unter dem Schutze ihrer Mutter besuchte statt dessen Kathinka die Vergnügungsgärten, in denen beide Unterhaltung zur Genüge fanden. Mit dem für großstädtische Verhältnisse nicht geschärften Auge verkannten beide Frauen die Gefahren, denen sie sich aussetzten, und folgten einzig dem Drange, sich zu unterhalten und das zu genießen, was sich ihnen hier auf eine so leicht zu erreichende Weise bot. Zugleich aber lockerte das verführerische Beispiel, dem sie in allen diesen Gärten begegneten, un-

merklich den Rest ehrbarer Grundsätze, den Kathinka unter der Erziehung einer oberflächlichen Mutter und dem Einflusse ihres eigenen heißen und genußsüchtigen Temperamentes sich bewahrt hatte.

Wilberg konnte die Veränderung, welche in dem Verhältniß seiner Braut zu ihm und in dem innersten Wesen derselben vorging, nicht verborgen bleiben. Er fühlte sich bitter gekränkt durch ihre Vernachlässigung, und immer mehr empfand er, daß das, was ihn an Kathinka von dem ersten Augenblicke angezogen, ihre Lebhaftigkeit, ihre laute Daseinsfreude zugleich die ernsteste Gefahr für die glückliche Zukunft, die er an ihrer Seite erhoffte, in sich barg. Aber er kam kaum dazu, ihr ernste Vorwürfe zu machen; Kathinka wußte ihn, sobald sie mit ihm zusammen war, die schweren Sorgen vergessen zu machen, welche ihn in ihrer Abwesenheit beherrschten. Um so mehr fand er in seiner Stiefmutter und Stiefschwester mitfühlende Seelen, die ihm gerade durch das Zartgefühl, mit dem sie ihn seinen Kampf allein auskämpfen ließen und nicht offen Partei gegen Kathinka nahmen, ihre wahre Theilnahme zeigten.

Eine für alle gleich überraschende Nachricht brachte Wilberg mit nach Hause, als er eines Abends aus der Druckerei zurückkehrte. Der Chef der Offizin,

der alte Herr Raupach, hatte durch den Badeaufenthalt die erwartete Linderung seines Leidens nicht gefunden und sich aus diesem Grunde veranlaßt gesehen, die Druckerei, deren Leitung er sich nicht mehr gewachsen fühlte, zu verkaufen. Mit ihm zugleich war der Faktor der Druckerei, sein langjähriger Mitarbeiter Kohlhardt, den er mit einer lebenslänglichen Pension bedacht hatte, ausgetreten. Der Käufer aber war Bankier Reichenstein.

Die Nachricht hatte in allen Angestellten der Firma ein ungetheiltes Gefühl des Bedauerns hervorgerufen. Die älteren Arbeiter waren alle seit langen Jahren in der Offizin beschäftigt, die jüngeren hatten meist ihre Lehrzeit dort begonnen — jeder einzelne fühlte sich mit dem scheidenden Inhaber durch ein Band wirklicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit verknüpft. Trotzdem ihnen allen ein ferneres Verbleiben zugesichert war, bemächtigte sich ihrer doch ein Gefühl der Unsicherheit. Die Kontors der Internationalen Hauptbank und die Werkstätten der Raupachschen Druckerei befanden sich in zwei nebeneinanderliegenden Häusern der Friedrichstraße — Reichenstein war ihnen allen bekannt als ein Mann, der mit der geringschätzigsten Behandlung seiner Untergebenen die rücksichtslosesten Ansprüche an ihre

Leistungsfähigkeit verband. Vor allen Dingen aber wirkte das Bewußtsein, statt eines Mannes, der selbst von der Pike an gedient hatte und mit der erforderlichen Sachkenntniß ausgerüstet war, jetzt einen Geschäftsmann an der Spitze zu wissen, der nur die Jahresbilanz zu übersehen vermochte, niederdrückend auf das Personal.

Bankier Reichenstein habe die Druckerei gekauft, weil er beabsichtige, ein neues Zeitungsunternehmen im größesten Stile zu gründen, berichtete Wilberg zu Hause, und er hatte nicht unrecht, Reichenstein trug sich wirklich mit solchen Plänen. Die Aktien der Deutschen Petroleum-Gesellschaft lagerten trotz aller Bemühungen, im Publikum Abnehmer zu finden, immer noch in den Kassenschränken der Internationalen Hauptbank. Das Mißtrauen gegen die Reichensteinsche Gründung wollte trotz aller Reklamemittel nicht schwinden und trotzdem — oder vielleicht gerade weil an der Börse die wahnsinnigste Spekulation sich gerade dieses Papiers bemächtigt hatte. In wenigen Tagen stieg oder fiel der Kurs nicht selten um zehn oder zwanzig Prozent, je nachdem die täglich telegraphisch über die Erdölproduktion aus Petroleumland übermittelten Nachrichten lauteten. Solche Kursschwankungen kamen dem Heer der Spe-

kulanten wohl willkommen, aber sie konnten das große Publikum, welches Gelder nicht nur gut verzinslich, sondern auch sicher anlegen wollte, nicht zum Kauf der Petroleumaktien anlocken. Zudem blieb die Stimmung selbst in den Kreisen der wildesten Börsenjobber der Reichensteinschen Gründung feindlich, und der Bankier mußte Opfer um Opfer bringen, um den stets zum Fallen geneigten Kurs der Papiere immer wieder künstlich in die Höhe zu treiben. Jakob Reichenstein wurde unheimlich zu Muthe bei diesem Spiel, dem sich seine finanziellen Hilfsmittel kaum noch gewachsen zeigten. Aber er konnte nicht mehr zurück, und Lockmann drängte in ihn, daß er etwas Neues unternehmen müsse, um den Mißtrauischen zu zeigen, daß die verfehlte Spekulation in Petroleumland ihn nicht geschwächt habe. Eine große Zeitung ins Leben zu rufen, das sei ein Unternehmen, welches Gewinn verspreche und ihn zugleich zum Herrn der öffentlichen Meinung mache. Der Litterat Vogel kam dem Assessor Lockmann zu Hilfe, indem er Reichenstein auseinandersetzte, wie weit die Presse Deutschlands in ihren Leistungen hinter der Englands, Amerikas und Frankreichs zurückgeblieben sei. Eine neue politische Zeitung ohne allzu engherzige Fraktionsfärbung, die sich diese großen Weltblätter zum Muster nehme,

müsse in kurzer Zeit ihre Abonnenten nach Zehntausenden zählen. Wenn Litterat Vogel auch nicht so unbescheiden war, direkt zu behaupten, daß er der einzig solche Stellung ganz ausfüllende Redakteur en chef für dieses Blatt sein würde, so ließ er doch sehr deutlich durchblicken, daß er bisher nur deshalb nicht in ein festes Verhältniß zu einem Blatte getreten sei, weil keines ihm einen ausreichenden Wirkungskreis habe bieten können. Reichenstein durchschaute wohl, daß es nur egoistische Motive waren, die ihm Lockmanns und Vogels guten Rath zu theil werden ließen. Lockmann pflegte sich seine Dienste mit einem Prozentsatz des Kapitals, welches Reichenstein in neue Unternehmungen steckte, bezahlen zu lassen; Vogel erhoffte eine Stellung, die ihm ein sichereres Brot brachte als seine journalistische Tagelöhnerarbeit. Und doch wies Reichenstein die neue Idee nicht ganz von der Hand; er sagte sich, daß es wirklich nur einen guten Eindruck machen könne, wenn er trotz der großen Summen, die ihn Petroleumland gekostet, mit einem neuen Unternehmen in die Oeffentlichkeit trat. Je mehr er selbst den Boden unter seinen Füßen wanken fühlte, um so mehr lag ihm daran, sich den Anschein zu geben, als ob er feststehe. Der Zufall, welcher ihm gerade um diese Zeit die Nach-

richt zukommen ließ, daß die altrenommirte Raupachsche Druckerei zum Verkauf stehe, schien ihm fast wie ein Schicksalswink. Das geplante Zeitungsunternehmen erforderte selbstverständlich längere Vorbereitungen, vor dem Beginn des Herbstquartals gab sich auch kein geeigneter Zeitpunkt, es ins Leben treten zu lassen. Mit dem Ankauf der Raupachschen Druckerei, die außerdem bei den von dem Eigenthümer gestellten billigen Bedingungen als ein wirklich solides Geschäft gelten mußte, gab Reichenstein der Oeffentlichkeit einen Beweis von dem Ernst seiner weiteren Pläne, und er durfte mit Recht hoffen, die gewünschte und beabsichtigte Festigung seines Renommees sich schon jetzt geltend machen zu sehen.

Richard Wilberg war überrascht, als er kurz nach dem Besitzwechsel der Raupachschen Offizin in das Privatkontor Reichensteins gerufen wurde. Mit dem Ausscheiden des alten Kohlhardt sei die Stellung eines Faktors vakant geworden, sagte ihm der Bankier in ganz geschäftsmäßigem Tone. Von Seiten des früheren Inhabers sei ihm Wilberg als die für diesen Platz durch Kenntnisse und Zuverlässigkeit geeignetste Persönlichkeit empfohlen worden. Wenn Wilberg bereit sei, die Stellung anzunehmen, werde er ihm den Kontrakt zuschicken. Uebrigens hoffe er, daß der

junge Mann sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zeigen werde.

Unter dem Personal der Druckerei war nicht ein einziger der Wilberg um seine Bevorzugung beneidet hätte; sie wußten alle, daß sie keinen besseren Vermittler zwischen sich und dem neuen Chef und keinen vollständigeren Ersatz für den alten Faktor hätten finden können. Wilberg selbst nahm das unerwartete Glück mit einer aufrichtigen Dankbarkeit entgegen. Stand doch nun seiner Verheirathung mit Kathinka nichts mehr im Wege. Er konnte seiner jungen Frau jetzt ja in materieller Beziehung ein Loos bereiten, wie er es selbst vor kurzem niemals erwartet hatte, ein Loos, das alle berechtigten Anforderungen derselben übertreffen mußte.

Die Veränderung, welche mit Frau Meixen und ihrer Tochter vorging, sobald ihnen die verbesserte Situation Wilbergs bekannt wurde, hätte den letzteren mißtrauisch machen sollen. Besonders Kathinka war wie umgewandelt; ihre frühere Launenhaftigkeit war ganz verschwunden, sie schien nur noch für ihren Bräutigam und die baldige Vereinigung mit ihm Gedanken zu haben. Aber Wilberg war weit entfernt davon, diesem plötzlichen Wechsel eigennützige Motive unterzuschieben. Er pflegte nicht bei anderen

vorauszusetzen, wovon er sich selbst vollständig frei wußte, und die Pflichten seiner neuen Stellung nahmen seine Zeit zu sehr in Anspruch, als daß er über die Ursachen jener Veränderung in dem Wesen seiner Braut, über die er glücklich war, viel hätte nachgrübeln können.

Diese neue Stellung brachte allerdings auch ihre Unannehmlichkeiten mit sich. Die Setzer der Raupachschen Druckerei waren bisher die bestbezahlten in Berlin gewesen — der bisherige Eigenthümer wollte zufriedene Gesichter bei seinen Untergebenen sehen und liebte es nicht, wenn ein häufiger Wechsel unter seinen Arbeitern stattfand. Er meinte, die höheren Arbeitslöhne machten sich dadurch wieder bezahlt, daß er einen festen Stamm von tüchtigen Kräften behielt, die ihr Interesse mit dem seinigen verknüpft wußten.

Derartige Gesichtspunkte wären bei einem Mann wie Reichenstein unnatürlich gewesen. Gewohnt, schnell und ohne Rücksicht auf andere zu verdienen, erschien ihm das Herniederdrücken der Arbeitslöhne als das nächstliegende und einfachste Mittel, seine eignen Einnahmen zu erhöhen, und Wilberg fiel die unangenehme Aufgabe zu, die Angestellten mit diesen neuen Maßregeln bekannt zu machen.

Der größere Theil der Arbeiter, alle diejenigen, welche nicht durch eine zahlreiche Familie oder das Alter von der langjährigen Brotstellung abhängig waren, antworteten auf die Herabsetzung der Löhne mit ihrer Kündigung. Sie wußten, daß es noch für einen Empfehlungsbrief galt, jahrelang in der Rau-pachschen Offizin thätig gewesen zu sein, und daß es ihnen nicht schwer fallen würde, einen billiger denkenden Brotherrn zu finden. Derjenigen, welche blieben, bemächtigte sich dennoch Groll und Unzufriedenheit, und die von Wilberg Neuengagirten kamen ohne jenes Gefühl fester Zusammengehörigkeit, welches der frühere Besitzer der Druckerei seinen Arbeitern einzuflößen verstanden hatte. Sie brachten in die Setzersäle und Maschinenräume einen aufreizenden, widerspenstigen Ton mit, dessen Wilberg nur schwer Herr werden konnte und unter dem die Arbeit zu leiden hatte. Von alledem wurde Reichenstein wenig gewahr; ihn befriedigte es, daß der Besitzwechsel die der altrenommirten Firma zugehenden Aufträge nur wenig verringert hatte, und daß die Druckerei mit wesentlich beschränkten Ausgaben arbeitete. Aber Wilberg wurde die Freude an seiner verbesserten Stellung durch die unaufhörlichen Differenzen mit den Angestellten vergällt, bei denen er

sich gezwungen sah, das Interesse des Bankiers zu vertreten, während er das Recht auf Seiten der Gedrückten sah. Er würde nicht gezögert haben, diesem peinigenden Konflikt durch die Kündigung seiner Stellung aus dem Wege zu gehen, wenn er nicht gefürchtet hätte, seine Vereinigung mit Kathinka zu verzögern, und wenn er nicht gewiß gewesen wäre, als Nachfolger einen anderen zu sehen, der mit weniger gutem Willen das Reichensteinsche Aussaugungssystem zu mildern sich bestrebt haben würde.

Richard Wilberg hatte den Kopf voller Sorgen, die nicht seiner Person galten, und seine umdüsterte Stirne pflegte sich erst aufzuheitern, wenn Kathinka Meixen in sein Kontorzimmer trat, um ihn zur Mittagszeit oder Abends nach beendigten Arbeitsstunden abzuholen. Sie hatte das früher nicht gethan, solange Wilberg in der blauen Arbeiterbluse hinter dem Setzkasten gestanden. Aber seitdem er „Direktor" der Druckerei, wie sie sich ausdrückte, geworden, war sie stolz auf ihn und seine Stellung und zeigte sich nicht ungern in den Arbeitsräumen. Auf dem gemeinschaftlichen Heimwege hatte sie außerdem Gelegenheit, ihren Bräutigam an den Auslagen der Schaufenster auf die Ansprüche vorzubereiten, welche sie an die Einrichtung ihrer Häuslichkeit stellen zu müssen glaubte.

Wilberg wies diese übertriebenen Anforderungen lachend zurück, als ob er sie nicht für ernsthaft gestellt halte, und suchte sie allmählich an seine Ansicht zu gewöhnen, daß in einer mit dem Nothwendigen begonnenen Häuslichkeit sich später leicht das Nützliche und Ueberflüssige nachschaffen lasse, während in einer das Ueberflüssige bevorzugenden später sich gar leicht der Mangel an dem Nothwendigen einstelle.

Kathinka Meixen beabsichtigte, ihren Bräutigam heute davon ernstlich zu überzeugen, daß eine angenehme Häuslichkeit ohne ein Nußbaumbüffet, wie sie es in einer der Möbelauslagen, an denen sie vorüber mußten, gesehen, unmöglich sei, und sie hatte sich zu diesem Zweck besonders schön gemacht, da sie wohl wußte, welchen Eindruck ihre äußere Erscheinung auf Wilberg hervorrief. Ihr Charakter und Geschmack bedingten es, daß sie immer, wenn sie besondere Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt hatte, auch besonders herausfordernd erschien, und es konnte nicht Wunder nehmen, daß die ihr auf dem Wege nach der Offizin in der Friedrichstraße begegnende Herrenwelt sich mit einem Lächeln nach ihr umwandte oder einen ungenirten Blick unter den weißen, breitrandigen Strohhut mit der wallenden Straußenfeder sandte. Sie war harmlos genug, sich durch diese Blicke in allem Ernst geschmei-

chelt zu fühlen und in diesen aufdringlichen, vielbegehrenden Männeraugen nichts als den Triumph ihrer Schönheit zu lesen.

Kurz vor dem Hause, in dessen Hintergebäuden sich die ehemalige Raupachsche Druckerei befand, begegnete Kathinka dem Bankier Reichenstein. Sein für schöne Frauenerscheinungen sehr empfängliches Auge wurde sofort durch ihre Erscheinung gefesselt, und Kathinka, welche wußte, wen sie vor sich hatte, da ihr Wilberg seinen neuen Prinzipal erst vor wenigen Tagen in der an ihnen vorüberrollenden Equipage gezeigt hatte, konnte es nicht unterlassen, sich nach dem Börsenbaron umzuwenden. Reichenstein war mit Rosenthal, der ihn begleitete — er war als eine Art von Faktotum, das vor keinem, auch nicht dem erniedrigendsten Auftrage, zurückschreckte, dem Bankier eine sehr nützliche Persönlichkeit geworden — vor einem Schaufenster stehen geblieben, und als er die Bewegung Kathinkas, die ihm keineswegs eine Abweisung zu enthalten schien, bemerkte, setzte er seinen Weg nicht fort, sondern folgte dem auffallend gekleideten Mädchen, das ihm eine leichte Eroberung dünkte. Als er Kathinka in den Korridor und über den Hof des Hauses, in dessen Hintergebäuden sich die ehemalige Raupachsche und jetzt des Bankiers eigne Druckerei

befand, gehen sah, schien es dem lebenslustigen Witwer indessen angemessener, die Rekognoszirung nicht persönlich fortzusetzen. Es wäre ihm doch unangenehm gewesen, auf dieser Jagd nach dem Glück einem seiner Arbeiter zu begegnen, und vor allen Dingen würde es ihm selbst nicht leicht geworden sein, etwas Näheres über die fesselnde Erscheinung zu erkunden, ohne sich eine Blöße zu geben. Wozu hatte er auch Rosenthal, seinen Adjutanten, der schon bei manchem schwierigeren Auftrag sich nicht nur zuverlässig, sondern auch schlau genug erwiesen hatte, um im Rahmen genau vorgeschriebener Instruktionen das Menschenmögliche zu leisten. Eine Gêne brauchte er sich dem jetzt gänzlich von ihm abhängigen Jugendfreunde gegenüber ja nicht aufzuerlegen.

Reichenstein hatte in seinem Privatkontor noch nicht die Hälfte einer Cigarre in die Luft geblasen, als Rosenthal von seinem Rekognoszirungsgange in die Setzersäle schon wieder zurückkehrte und dem aufmerksam zuhörenden Bankier Bericht erstattete. Die Schöne sei ein anständiges Mädchen, die Braut des Faktors Wilberg, ihr Vater sei todt, und sie wohne in einem Hause am Belle-Allianceplatz, in demselben Hause mit ihrem Bräutigam, und lebe in ziemlich bescheidenen Verhältnissen. Die Erwähnung des

Brautstandes schien Reichenstein nur wenig zu interessiren — Schwierigkeiten schienen sich ihm durch diesen Umstand nicht zu erheben, aber als Rosenthal erwähnte, daß Kathinka Meixen mit ihrem Bräutigam in einem Hause wohne, wurde der Bankier nachdenklich. Er erinnerte sich, ein Etwas in der Art und Weise seines Faktors Wilberg bemerkt zu haben, das auf Energie und Selbstbewußtsein deutete, und das es dem Bankier nicht räthlich erscheinen ließ, bei der Verfolgung seiner Absichten demjenigen zu begegnen, welcher jedenfalls nicht gewillt war, seine legitimen Rechte auf das Mädchen abzutreten. Aber nach einer Minute Nachdenkens hatte Reichenstein ein Mittel gefunden, auch diese Schwierigkeit zu heben und eine Annäherung an das Mädchen vorzubereiten, ohne sich selbst der Gefahr einer persönlichen Begegnung mit Wilberg auf nicht ganz neutralem Boden auszusetzen. Rosenthal zeigte sich ebenso aufmerksam den ihm von Reichenstein ertheilten Instruktionen gegenüber als willig, die ihm zugedachte Rolle zu spielen, und nachdem der Bankier so die ersten Laufgräben eröffnet sah, erhob er sich, den unterbrochenen Geschäftsgang, auf dem er sich mit Rosenthal befunden, wieder aufzunehmen.

XII.

Es war eine Stunde vor Mittagszeit des nächsten Tages, als scharf und schrill die Glocke der Meixenschen Wohnung gezogen wurde. Frau Meixen selbst war in der Küche beschäftigt, während Fräulein Kathinka ihre Arbeit, das Modernisiren eines alten Kleides, unterbrochen hatte und die neueste Tageschronik des „Berliner Tageblattes“ studierte. Sie befand sich, wie immer, wenn sie zu Hause war, noch im Negligee, dessen Hauptbestandtheile ein rother Flanellunterrock und eine weiß gewesene Nachtjacke mit Stickereibesatz bildeten, während ihre schwarzen Haare die glättende Arbeit des Kammes augenscheinlich seit dem Morgen vergeblich erwartet hatten. Trotzdem unterbrach die junge Dame bei dem ersten Tone der Klingel sofort ihre interessante Lektüre, um an die Korridorthüre zu eilen. Freilich öffnete sie dieselbe vorsichtig zuerst nur so weit, daß sie den Einlaßbegehrenden erkennen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Als sie sich

indessen überzeugt hatte, daß es nur ein jüdischer Hausirer war, der von dem größesten seiner Kartons schon den Deckel abgehoben hatte und mit bewundernswerther Zungengeläufigkeit dem „Fräulein“ seine Waaren anpries, vergrößerte sie den Spalt um ein Beträchtliches ohne Rücksicht auf ihre Toilette, und indem sie zugleich einen neugierigen Blick in seinen gefüllten Kasten warf, erwiderte sie ihm mürrisch, daß sie nichts brauche. Der wandernde Handelsmann ließ sich durch diesen Bescheid freilich nicht abschrecken, sondern empfand das weitere Oeffnen der Thüre nur als eine Aufforderung, sofort mit einem Fuße die Schwelle zu überschreiten und seine Litanei von der Billigkeit seiner Waaren, dem schlechten Geschäftsgange und einer zahlreichen Familie mit bescheidenem, aber nichtsdestoweniger eindringlichem und überzeugendem Tone weiter zu lispeln. Verführerisch schimmerten die blauen und rothen Seidenkravatten und das Gewoge weißer Spitzen durch das Halbdunkel des Korridors, und Frau Meixen brauchte kaum noch aus der Küchenthüre zu rufen: „So laß ihn doch herein, Kathinka! Wir müssen ja nichts kaufen, wir können uns die Sachen ja nur ansehen,“ um dem Hausirer das schon halb eroberte Terrain ganz zu erschließen. Er hatte kaum die Stimme der

„Frau Mutter“ gehört, als er auch schon mit beiden Füßen im Korridor stand, um eine Sekunde später auf dem Tische des Wohnzimmers seine Schätze auszubreiten, während Kathinka die Waaren auf ihre Dauerhaftigkeit prüfte, und Frau Meixen, in einem ähnlichen Negligee wie ihre Tochter, sich eilfertig die Hände an ihrer Küchenschürze trocknete, um sobald als möglich an dieser Beschäftigung theilnehmen zu können.

Kathinka hatte am vergangenen Tage nur den Bankier Reichenstein im Auge gehabt und seinen Begleiter keines Blickes gewürdigt. Aber selbst wenn sie auch diesen genau betrachtet hätte, würde sie in dem schäbig und schmutzig gekleideten Hausirer doch kaum Herrn Rosenthal wieder erkannt haben, und wenn ihr wirklich eine Aehnlichkeit aufgefallen wäre, würde sie doch die Identität der beiden Persönlichkeiten für absolut ausgeschlossen gehalten haben. Das abgetragene Kostüm, in dem Salomon Rosenthal Jahre hindurch auf seinem Posten in der Friedrichstraße zum Aerger des Bankiers gestanden hatte, war plötzlich wieder zu Ehren gekommen, und der Typus des Mannes hatte sich, seitdem er in Reichensteins Diensten ein leichteres und reichlicheres Brot aß, doch nicht so viel verändert, als daß er in diesem Kostüm eine

auffallende oder nur im geringsten unharmonische Erscheinung abgegeben hätte.

Er bot seine Waaren wirklich zu Schleuderpreisen an, und wenn diese Preise auch an und für sich nichts Wunderbares hatten, so war es doch wunderbar, daß die angepriesenen Waaren ihnen nicht entsprachen, sondern von wirklich guter Qualität waren. Die Frauen mochten prüfen, soviel sie wollten, sie fanden die Farben echt, die Stoffe ersten Ranges, und am liebsten hätten sie den ganzen Vorrath des billigen Mannes dabehalten, wenn der Bestand ihrer Kasse einem so preiswerthen Massenkauf nicht hinderlich gewesen wäre. Trotzdem blinzelte Frau Meixen ihrer Tochter zu, ihre Ueberraschung nicht offenbar werden zu lassen, und begann ein Feilschen um Pfennige mit dem Hausirer, auf das Rosenthal zum Schein mit allem Eifer seines Stammes und unter der in diesem Falle nicht übertriebenen Beteuerung, daß er seine Vorräthe halb verschenke, einging. Aber während die Frauen vollständig von ihrer Beschäftigung in Anspruch genommen wurden, überflog er mit aufmerksamen Blicken die Einrichtung ihrer Wohnung und konstruirte sich aus dieser und der Erscheinung der beiden Damen ein Charakterbild der Persönlichkeiten mit einem Scharfsinn, der ihn, wenn er ihn nicht

nur jetzt im Auftrage Reichensteins, sondern früher auch diesem selbst gegenüber bewiesen hätte, jedenfalls vor traurigen Erfahrungen bewahrt haben würde. Rosenthal schloß aus dem ärmlichen Meublement, das einige Prunkstücke, deren Zweck man nicht recht einsah, noch ärmlicher erscheinen ließen, aus der herrschenden Unordnung und dem Kontrast, in dem die häusliche Erscheinung Fräulein Kathinkas und ihrer Mutter zu dem auffallenden Promenadenstaat der ersteren stand, daß Reichenstein hier gebahnte Wege vorfand, und daß er am besten that, ohne viele Umwege auf sein Ziel loszugehen.

Frau Meixen und Kathinka hatten endlich ein ganzes Sortiment der „nothwendigsten“ Ueberflüssigkeiten beiseite gelegt und waren schweren Herzens zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihnen zwingende Gründe keine weiteren Einkäufe gestatteten, trotz der Billigkeit der Waaren und dieser sich voraussichtlich nicht bald wieder so günstig bietenden Gelegenheit. Man war handelseinig geworden, und Frau Meixen suchte nach ihrem Portemonnaie, von dem sie glaubte, daß es in irgend einer Kleidertasche stecken müsse, während es auf dem Küchentische unter einem Wischlappen ein verstecktes Plätzchen gefunden hatte. Den Moment ihrer Abwesenheit benutzte Rosenthal, um

einen Karton mit einem Dutzend langschäftiger Sarahhandschuhe, von denen das Paar wenigstens 7 Mark 50 Pfg. gekostet hatte, geöffnet in Fräulein Kathinkas Hand zu legen und ihr dabei mit einem süßen Lächeln zuzuflüstern, der steinreiche Bankier Reichenstein, der sie gestern in der Friedrichstraße gesehen, habe gemeint, daß diese Handschuhe keinen schöneren Platz finden könnten, als den an Fräulein Kathinkas Händen, und er lasse sie bitten, dieses kleine Zeichen seiner Bewunderung als einen Beweis anzunehmen, welchen Eindruck ihre Schönheit auf ihn gemacht habe.

Das angenehme Erstaunen, das sich in Kathinkas derbschönen Zügen malte, beruhigte Herrn Rosenthal so weit über die Sicherheit seiner Situation, daß er seinen für den Fall eines etwa nothwendig werdenden beschleunigten Rückzuges schon aufgenommenen und bereitgehaltenen Kram wieder beiseite stellte. Auch als Frau Meixen eintrat, machte Kathinka keinerlei Anstalten, das Danaergeschenk vor der Mutter zu verbergen oder es zurückzuweisen; sie hatte die verschiedenfarbigen Handschuhe schon auf dem Tische ausgebreitet, und mit triumphirender Stimme erzählte sie von der Aufmerksamkeit des reichen Verehrers. Wußte sie doch, daß ihre Mutter

nicht gut anders zu empfinden fähig war als sie selbst, und hatte ihr diese doch noch am vergangenen Abend, als das Zusammentreffen mit Reichenstein den beiden Frauen Gesprächsstoff für eine Stunde geliefert, mit einem Seufzer gesagt: „Ja, so ein Bankier oder Rentier, das wäre etwas Anderes wie der Schlucker, der Wilberg, dessen Frauensleute vornehm thun und für Geld arbeiten."

Frau Meixen war so angenehm überrascht, daß sie vollständig vergaß, zu welchem Zwecke sie das endlich aufgefundene Portemonnaie in der Hand hielt.

„Das ist ja sehr aufmerksam von dem Herrn Bankier," sagte sie mit einem unangenehmen Lächeln, während sie an ihrem Arm die langen Schäfte der Handschuhe maß. „Die Kathinka und ich, wir haben dieselbe Hand, da wird er es wohl nicht übelnehmen, wenn ich ein Paar davon für mich behalte."

„Im Gegentheil," versicherte Herr Rosenthal, „Herr Reichenstein wird sehr erfreut sein. Er hat es gewiß nur nicht gewagt, auch an die Frau Mutter zu denken. Aber wie er mir diese beiden Billets zum Viktoriatheater gegeben hat, hat er gesagt, das eine wäre für die Frau Mutter und das andere für das Fräulein Tochter, und er rechnete bestimmt

darauf, hat er gesagt, daß die beiden Damen für heute Abend noch nichts anderes vorhaben und ihm die Ehre erweisen würden, hinzugehen."

Während Rosenthal in einer schmierigen Brieftasche suchte, ließen die „beiden Damen" wie auf Kommando die Handschuhe, mit denen sie sich noch immer angelegentlich beschäftigt, auf den Tisch fallen und griffen gleichzeitig nach den Billets, die ihnen Rosenthal mit einer artigen Verbeugung überreichte.

„Parkettloge, Mutter," jubelte Kathinka, „das sind die feinsten Plätze. Und alle Tage steht über das neue Ausstattungsstück etwas in der Zeitung, wir wollten ja schon immer mal hingehen."

Frau Meixen fand zuerst ihre Haltung wieder, und die Folge ihres klaren Ueberschauens der Situation war die, daß sie das immer noch bereit gehaltene Portemonnaie in die Kleidertasche gleiten ließ.

„Herr Reichenstein ist wirklich sehr liebenswürdig," sagte sie in herablassendem Tone. „Richten Sie dem Herrn Bankier unsern Dank aus, und daß er uns eine große Freude gemacht habe." Rosenthal dienerte servil, nahm seinen Kasten und ging, ohne an die Begleichung der Rechnung für die ausgewählten Sachen zu erinnern, aber mit dem Vorsatz,

Reichenstein die Schwierigkeiten, welche es ihn gekostet, die beiden Frauen zur Annahme der Geschenke zu bewegen, in einer der Wirklichkeit ganz entgegengesetzten Weise zu schildern.

„Das Glück!“ jubelte Fräulein Kathinka, als sich hinter dem Pseudo-Hausirer die Thüre geschlossen. „Na, aber ich habe es gleich gemerkt, daß dem Reichenstein etwas in die Augen gestochen hatte, als er sich gestern nach mir umsah und dann hinterherkam.“

„Wer weiß, was daraus noch wird!“ meinte nachdenklich Frau Meixen. „Er ist ja unverheirathet, wie Wilberg sagt, und in den Jahren, wo er eine Frau brauchen könnte. Es wäre nicht zum erstenmal, daß ein reicher Bankier sich ein armes Mädchen nimmt.“

„Ob sich Wilberg wohl sehr grämen würde?“ fragte Kathinka in einer bei der Erwähnung seines Namens aufsteigenden sentimentalen Regung.

„Papperlappap!“ sagte wegwerfend die Mutter, „das Leben wird's ihn nicht kosten. Und die möchte ich kennen lernen, die zu Fuß geht, wenn sie im Wagen fahren kann. Was der Mensch, der Reichenstein für Geld haben muß! Die Handschuhe und das, was wir hier ausgesucht haben, — wir hätten

ein paar Wochen lang krumm liegen müssen, wenn ich das Alles hätte bezahlen sollen."

„Du hättest dem Manne wenigstens fünfzig Pfennig Trinkgeld geben können," unterbrach Kathinka die Mutter.

„Ach was," meinte diese, „zu kurz kommt die Art Leute nicht. Das wird Reichenstein schon machen, und der hat's, und wir haben's nicht. Daß du nur zu Wilberg nichts sagst von den Billets, — der kriegt es fertig und schickt sie dem Bankier zurück und läßt seine Stellung dazu im Stich. Und hefte dir eine reine Rüsche in dein schwarzes Kleid; die vornehmen Damen tragen alle schwarz im Theater, und es steht dir besser, Kathinka, du kannst es glauben, wenn du auch immer meinst, daß Hellblau und Rosa mehr in die Augen fällt."

Es traf sich gut für Kathinka, daß ihr Bräutigam sie gebeten hatte, ihn heute nicht zur Mittagszeit aus der Druckerei abzuholen, weil sich ein Kunde, mit dem über einen größeren Auftrag Rücksprache zu nehmen war, angemeldet hatte. Für den Abend hatten sie freilich ein Beisammensein verabredet, aber Kathinka warf sich schnell ein altes Hauskleid über, glättete ihr Haar ein wenig und stürmte zu Wilbergs hinunter, um Else unter lebhafter Aeußerung ihres

Unwillens von der alten Tante in der Landsberger-straße zu erzählen, die eben eine Karte geschickt und Mutter und Tochter für den Abend eingeladen habe. Bei der Weite des Weges würden sie schon gehen müssen, ehe Wilberg aus dem Geschäft nach Hause komme, und jedenfalls erst spät Nachts zurück sein.

Nun fühlte sie sich frei und durfte an das für den Abend bevorstehende Vergnügen und an das Instandsetzen ihrer Toilette denken. Bankier Reichenstein würde selbstverständlich auch im Theater erscheinen, darüber war sie sich sehr bald klar. Wozu hätte er sich sonst in solche Unkosten gestürzt, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Bilder einer glänzenden Zukunft umgaukelten sie; sie sah sich in der Equipage des Bankiers, vornehm in die Kissen zurückgelehnt, und während sie die beginnende Altersschwäche ihres billigen, schwarzen Kaschmirkleides mit dem Einheften der von Rosenthal erstandenen Rüschen zu verdecken bemüht war, ließ sie in Gedanken ihren Wagen vor den ersten Magazinen der Stadt halten und probierte vor deckenhohen Trumeaus den Effekt Pariser Modelltoiletten. Wie unwürdig erschienen ihr plötzlich die Verhältnisse, in denen sie bisher gelebt, wie trostlos die Zukunft,

der sie an Wilbergs Seite entgegenging. Beinahe zürnte sie ihm, daß er gewußt hatte, sie an sich zu fesseln, und daß er fast ein Hinderniß für das glänzende Schicksal, das ihr bestimmt war, geworden wäre. Aber sie war gut, sie wollte es ihn nicht entgelten lassen, daß er sich in ihre Lebensbahn eingedrängt. Reichenstein sollte ihn im Geschäft behalten, sollte ihm sogar sein Gehalt erhöhen, und wenn der Zufall es mit sich brachte, daß sie in ihrer prächtigen Equipage an ihm vorüberrollte, sollte er den Hut tief vor der „gnädigen Frau“ ziehen in dem Bewußtsein, daß er ihr seine Existenz zu danken habe.

Nur mit halber Aufmerksamkeit hatten die beiden Frauen die ersten Bilder der sinnlosen, aber mit allen Effekten moderner Dekorationstechnik und blendenden Kostümen ausgestatteten Feeerie an sich vorüberziehen lassen. Was ihnen sonst ein naives Erstaunen abgerungen hätte, die Gruppirungen der Tänzerinnen, die schimmernden Grotten der Meernixen, die in allen Farben glühende Beleuchtung und die schön gestellten Massentableaus, zwischen denen eine armselige dramatische Handlung mühsam ihr Leben fristete, das alles fand heute nur ein halbes Auge und ein halbes Ohr bei ihnen. Das angenehmste

Gefühl hatten ihnen ganz entschieden die Sammetfauteuils der Loge erregt und die trinkgeldbedürftige Verbeugung des Logenschließers, der ihnen ihre Sommermäntelchen abgenommen, als ob er Fürstinnen bediene. Der Mann kannte seine Leute und wußte ganz genau, daß die beiden Damen nicht allein bleiben würden. Kathinka und ihre Mutter, besonders aber die erstere, waren darin wieder zweifelhaft geworden. Sie hatte geglaubt, daß Reichenstein vor Sehnsucht brennen müsse, sie zu sehen, und daß er sie schon in der Loge erwarten werde. Das Gefühl gespannter Erwartung lenkte ihre Aufmerksamkeit von der Bühne ab, und selbst die gaffenden Blicke der Menge im Parkett, welcher die Erscheinung der beiden Frauen mit den theuren Logenplätzen nicht ganz im Einklang zu stehen schien, konnten Mutter und Tochter nicht für ihre getäuschten Hoffnungen entschädigen, trotzdem sie diese Blicke für eitel Bewunderung hielten und sie hochmüthig erwiderten.

Mit übelgelaunten Gesichtern hatten die Frauen die große Pause vorübergehen lassen. Jede las in den Zügen der anderen, daß sie unter getäuschter Erwartung litt, und dennoch vermieden sie es beide, ihren Gefühlen Worte zu leihen. Frau Meixen machte den Vorschlag, nach dem Restaurationsraum

zu gehen und ein Glas Bier zu trinken, aber Kathinka erklärte das für nicht fein, und so blieben sie auf ihren Plätzen. Da endlich — der neue Akt hatte schon begonnen — knarrte die Logenthüre, und an dem Schließer vorüber trat Reichenstein ein. Ueber Kathinkas Gesicht flog ein triumphirender Zug, aber sie bezwang sich und wandte ihre Augen nicht von der Bühne, als ob ihre Aufmerksamkeit von der Feeerie ganz in Anspruch genommen würde. Frau Meixen brannte dagegen vor Neugierde, den reichen Verehrer ihrer Tochter und vielleicht künftigen Schwiegersohn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und sie rückte ordentlich geräuschvoll mit ihrem Sessel, weil ihre Wohlbeleibtheit ihr allzu scharfe Kopfwendungen beschwerlich machte. Auf Reichensteins Vollmondgesicht lagerte ein familiäres Lächeln, als er auf Frau Meixen zutrat, und deshalb lächelte sie auch, ein wenig verlegen, aber doch freundlich. Sie wußte nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber zu benehmen habe. Endlich meinte sie aber doch, es sei das Schicklichste, ihm den Stuhl neben ihrer Tochter anzubieten, schon deshalb, weil es ihr angenehm gewesen wäre, wenn die vielen Menschen gleich den Bankier neben ihrer Kathinka gesehen hätten. Aber Reichenstein hielt es für rathsamer, so viel wie

möglich im Hintergrunde versteckt zu bleiben, und er streckte seine Hand aus, die ehrenwerthe Dame wieder auf ihren Platz zu drücken. Sie mißverstand diese ausgestreckte Hand, legte die ihre mit freundschaftlichem Drucke hinein und nöthigte ihn weiter, ihren Platz einzunehmen. Die Leute im Parkett wurden schon aufmerksam, bis Kathinka endlich leise sagte: „So bleib' doch sitzen, Mutter." Da gab sie sich endlich zur Ruhe und wurde wieder verlegen, weil sie durch Kathinkas unfreundliche Art auf den Gedanken kam, sie könne etwas Ungeschicktes begangen haben. Reichenstein rückte seinen Stuhl dicht hinter Kathinka, legte den einen Arm auf die Lehne ihres Sessels und flüsterte ihr ins Ohr: „Guten Abend, Fräulein Kathinka," in einem Tone, als ob er sie wenigstens schon seit zehn Jahren kenne und nicht heute zum erstenmal mit ihr rede. Sie neigte darauf ganz vornehm den Kopf, und es sah gut aus, wie sie roth wurde bis an die Haare, die ihr zierlich gekräuselt in die Stirn fielen. Herr Reichenstein sagte auch, daß er sich freue, die Damen hier zu sehen, und daß er daraus entnehme, sie hätten ihm seine Zudringlichkeit nicht übelgenommen. Dann machte er über das, was auf der Bühne vorging, seine Bemerkungen, so daß

Kathinka manchmal lächeln mußte. So dünkte sie dem Bankier, der kein Auge von ihrem schönen Profil verwandte, unwiderstehlich. Frau Meixen aber wurde ein wenig ungeduldig, weil Herr Reichenstein sich immer nur mit ihrer Tochter und gar nicht mit ihr beschäftigte, während sie doch der Meinung war, daß, wer die Tochter freien wolle, auch die Mutter nicht ganz links liegen lassen dürfe.

Die würdige Dame wurde erst wieder guter Laune, als Reichenstein nach dem Theater meinte, man müsse doch nun auch zusammen soupiren, die einmal geschlossene Bekanntschaft dürfe nicht ganz trocken eingeleitet werden, man müsse doch auf lange und gute Freundschaft mit einem Glase Champagner anstoßen. Dabei nannte er ein Restaurant Unter den Linden, von dessen Herrlichkeiten die beiden Frauen schon so viel gehört hatten, daß ihnen das Wasser im Munde zusammenlief.

In dem Separatzimmer, nach einem solennen Souper und bei schäumendem Champagner, thauten die beiden Frauen auf, und Reichenstein wußte sehr bald, daß es keine großen Schwierigkeiten machen würde, Kathinka von Wilberg loszureißen. Er that natürlich zuerst sehr erstaunt, als ihm die Mutter erzählte, daß Kathinka mit dem Faktor seiner

Druckerei verlobt sei und daß nächstens Hochzeit gemacht werden solle. Ihr passe die Partie eigentlich gar nicht recht, meinte sie, und auch Reichenstein schüttelte den Kopf, als ob er verwundert sei und seine Bedenken habe, während Kathinka sich gar nicht über Wilberg äußerte. Dann aber gab der Bankier seiner Ansicht Ausdruck, daß es eine Schande für Berlin wäre, wenn ein so schönes Mädchen nur dazu bestimmt sein solle, an der Seite eines in seinem Fache ja ganz tüchtigen, aber einfachen Menschen zu vertrauern, der doch niemals mehr verdienen könne, als von der Hand in den Mund reiche, und gar keine Ahnung habe, welch ein köstlicher Schatz eine schöne Frau sei. Herr Reichenstein begann dann vom Theater zu reden, und wie dort der Schönheit die glänzendste Karriere offen sei. Eine schöne Frau brauche eigentlich gar kein Talent zu haben, und er erzählte Wunderdinge von den Damen, die sie vorher auf der Bühne des Viktoriatheaters gesehen, wieviel Tausende sie an Gage bezögen, und wie die Kunstenthusiasten sich dazu drängten, ihnen Blumenbouquetts in ihre Wohnung zu schicken und ihnen Brillantschmucks vor die Füße zu legen. Aber er sei überzeugt, daß Fräulein Kathinka Talent habe, ein sehr bedeutendes Talent sogar, er erkenne das schon

an ihrem lebendigen Mienenspiel und an ihrem modulationsfähigen Organ. Es komme nur darauf an, dieses Talent ein wenig ausbilden zu lassen. Vielleicht werde Herr Wilberg — Reichenstein sprach immer mit großer Achtung von ihm und versäumte nie, das „Herr" vor seinen Namen zu setzen — sich weigern, seine Zustimmung zu dem Einschlagen einer solchen Karriere zu geben, denn in gewisser Beschränkung aufgewachsene Naturen könnten sich von einem Vorurtheil gegen die Damen vom Theater nicht losreißen. Aber ein Einzelner habe gar kein Recht, der Gesammtheit, der ganzen Welt ein so außerordentliches Talent, eine so eminente Künstlerin, wie sie in Fräulein Kathinka stecke, zu entziehen. Und wenn Wilberg seine Zustimmung nicht geben wolle, so müsse man eben gegen seinen Willen handeln. Ihm, dem Bankier Reichenstein selbst, werde es die größte Ehre sein, für alles sorgen zu dürfen, was Kathinka während und zu ihrer Ausbildung bedürfe. Eine vollständige Trennung von ihrem Verlobten halte er allerdings für das beste, beinahe für nothwendig, denn um schnell und sicher Erfolge zu erringen, dürfe das Herz nicht zwischen Kunst und Liebe getheilt sein.

Frau Meixen war wieder ein wenig enttäuscht,

daß der Bankier gar nichts von eignen Heiraths-plänen, sondern nur vom Theater sprach, wovon sie zudem das meiste nicht verstand. Aber in Kathinkas eitler Seele zündete jedes Wort Reichensteins; sie sah sich schon als gefeierte Bühnenkünstlerin, in glänzenden Kostümen, von dem Publikum mit Beifall überschüttet, und als sie beim Scheiden Reichenstein zurückhaltend sagte, sie wolle sich, was er ihr angeboten, überlegen, da war sie innerlich schon vollkommen entschlossen, den neuen Weg einzuschlagen, auf dem sie eine in schimmernden Farben ihr verführerisch leuchtende Zukunft erreichen zu können glaubte.

Ende des ersten Bandes.

Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz